Willibald Pirckheimer und die Reichsstadt Nürnberg im Schwabenkrieg

Autor(en): **Reicke, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für schweizerische Geschichte**

Band (Jahr): **45 (1920)**

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-50178

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

WILLIBALD PIRCKHEIMER

UND

DIE REICHSSTADT NÜRNBERG

IM SCHWABENKRIEG.

Von

EMIL REICKE.

Leere Seite
Blank page
Page vide

Im Jahre 1499 tobte in der Schweiz und an ihren Grenzen ein Krieg, der von den Zeitgenossen als ein ganz besonders „grimmer“ und „tödlicher“ angesehen wurde. Nauklerus, dessen dickleibige lateinische Weltchronik 1516 erschien, behauptet, es seien damals so viele Menschen getötet worden wie seit hundert Jahren nicht in irgendeinem Kriege in jener Gegend. Und Willibald Pirckheimer in seiner gleich zu besprechenden Beschreibung dieses Krieges nennt denselben den größten und verderblichsten, dessen sich er und seine Zeitgenossen sowie deren Väter erinnern könnten. Die Maße waren eben damals noch bescheidene. Dieser Krieg war der von den Deutschen kat 'exochen „Schweizerkrieg“, von den Eidgenossen aber „Schwabenkrieg“ genannte. Er hatte die tatsächliche Lostrennung der Schweiz vom Deutschen Reich zur Folge, deren rechtliche Sanktionierung freilich erst durch den Westfälischen Frieden stattfand.

An diesem Kriege war nun auch auf Seiten des Kaisers die größte freie Reichsstadt Süddeutschlands mit Truppen und anderen Kampfmitteln beteiligt — Nürnberg. Und ein Nürnberger war es auch, der ihm in einer besonderen Schrift eine noch heute vielfach brauchbare, berühmt gewordene Beschreibung gewidmet hat, Willibald Pirckheimer [1]).

Der Aufsatz beruht auf einem Vortrag im Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg am 16. Oktober 1913, vgl. den Jahresbericht besagten Vereins über 1913, S. 22—24. Die hier erweiterte und mannigfaltig ergänzte Arbeit erschien zuerst unter dem Titel „Willibald Pirckheimer und der Schweizerkrieg von 1499“ im „Täglichen Unterhaltungsblatt“ des „Fränkischen Kurier“, Nürnberg 1913, Nr. 311—320.

[1]) Über ihn unterrichtet heute noch am bequemsten und im allgemeinen zuverlässig der Artikel von Ludwig Geiger in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band XXVI, S. 810—817, wo auch Otto Markwarts

Pirckheimers Buch vom Schweizerkrieg, vom ersten Herausgeber Bellum Suitense oder Helveticum genannt, ist lateinisch geschrieben in dem damals noch nicht lange zur Herrschaft gelangten, an den vorzüglichsten klassischen Mustern gebildeten Humanistenlatein. Es ist dies sehr schade, denn dadurch, daß nun auch die Redeweise der Alten sowohl im allgemeinen als auch im einzelnen mit vielen klassischen Phrasen und Bezeichnungen nachgeahmt und herübergenommen wurde, verliert das Buch nicht nur außerordentlich an persönlichem und nationalem Wert, sondern es entstehen auch dadurch allerlei Unklarheiten, ja geradezu Fälschungen. So z. B. weiß man nie so recht, was bei Pirckheimer equites zu bedeuten hat, ob adelige Ritter oder schlankweg Reiter, Reisige. Wen er unter den tribuni oder centuriones versteht, bedarf im Einzelfall immer erst der Prüfung. Die Reden, die er gelegentlich verschiedenen Personen in den Mund legt, sind nach Art des Livius rhetorische Elaborate, oft ganz farblose. Wohl erkennen wir — und ich werde darauf hinweisen — an einzelnen Stellen den für das Individuelle stärker empfänglichen und subjektiv geweckteren Sinn des Renaissancemenschen. Trotzdem sind hier nur erst die Anfänge einer lebensvolleren und dem ganzen Milieu der Zeit gerechter werdenden

---

1886 erschienene Dissertation aufgeführt ist. Pirckheimer lebte von 1470 bis 1530. Ratsherr in seiner Vaterstadt war er seit Ostern 1496 und blieb es mit Unterbrechungen bis 1523. Sein Ruhm als Humanist beruht weniger auf eigenen Schriften als vielmehr vor allem auf seinem umfassenden Wissen und auf dem großen Einfluß, den er im persönlichen Verkehr wie auch durch seinen Briefwechsel auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Der Verfasser — in Verbindung mit Arnold Reimann — ist seit Jahren damit beschäftigt, diesen Briefwechsel in einer kritischen Ausgabe mit eingehendem Kommentar herauszubringen. Dazu dient ihm namentlich der ansehnliche handschriftliche Nachlaß des Humanisten, der in der Stadtbibliothek Nürnberg verwahrt wird, an der der Verfasser schon seit langem die Stelle eines Kustos bekleidet. Die Herausgabe, die anfangs von der Historischen Kommission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften geplant war, liegt nunmehr in den Händen der neugegründeten Preußischen Kommission für die Geschichte der Reformation und Gegenreformation.

autobiographischen Literatur zu spüren. Wir sind ja freilich darin so anspruchsvoll, und was das Konventionelle betrifft, so überempfindlich geworden. In früheren Jahrhunderten dachten die Menschen anders, und so erfreute man sich an dem gewählten Latein des Schweizerkriegs, hielt ihn für eine Quelle ersten Ranges und unterließ es nicht, seinen Autor als „deutschen Xenophon", einen Namen, den ihm gleich der erste Herausgeber beilegte, zu verehren.

Freilich gelangte Pirckheimers Buch oder Büchlein — denn groß ist es nicht — erst in verhältnismäßig später Zeit zu einiger Wirkung. War es, was sehr wahrscheinlich ist, Absicht oder ist ihm der Tod dazwischen gekommen, Pirckheimer hat sein Werk nicht selbst zum Druck gegeben. Erst 80 Jahre nach seinem 1530 erfolgten Tode wurde es nach der Abschrift des Altdorfer Professors Konrad Rittershusius zusammen mit anderen Werken des Nürnberger Humanisten von dem fleißigen, aber auch manchmal unglaublich flüchtigen Schweizer Vielschreiber Melchior Goldast von Haiminsfeld veröffentlicht (in den Opera Pirckheimeri, Frankfurt 1610). Seitdem wurde es wiederholt herausgegeben, am besten neuerdings von Karl Rück, jetzt Gymnasialrektor in Regensburg, nach Pirckheimers Autograph im Britischen Museum, wo dieses wertvolle Stück jetzt lagert, nachdem es 1636 zusammen mit der Bibliothek des Humanisten von dem damaligen Besitzer seines Nachlasses, dem Nürnberger Patrizier Johann Hieronymus Imhoff, an Thomas Arundel, Grafen von Surrey, verkauft worden war. Rück hat das große Verdienst, dieses Manuskript dort aufgesucht und zusammen mit dem gleichfalls von ihm wiedergefundenen Bruchstück der Autobiographie Pirckheimers philologisch einwandfrei ediert zu haben [1]).

Ich will hier nun nicht auf eine kritische Erörterung des Verhältnisses der Originalhandschrift zu den verschiedenen Kon-

---

[1]) Wilibald Pirckheimers Schweizerkrieg. Nach Pirckheimers Autographum im Britischen Museum herausgegeben von Karl Rück. München, Verl. der K. Akademie 1895. In Comm. bei G. Franz (VI, 160 S.).

zeptbruchstücken, Abschriften und zur ersten Ausgabe näher eingehen. Es würde das eine eingehende Untersuchung erfordern. Kurz habe ich darüber schon an anderer Stelle gehandelt (in der Rezension der eben zitierten Ausgabe von Rück in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg", 12. Heft, Abtlg. 2, S. 318 ff.). Hier möchte ich nur einen Punkt hervorheben, der für die Beurteilung, insbesondere für die Glaubwürdigkeit der Schilderung Pirckheimers vor allem in Betracht kommt, nämlich die Frage nach der Abfassungszeit des Schweizerkrieges. Rittershusius, der erste eigentliche Herausgeber des Buches, hat gemeint, Pirckheimer sei an der Veröffentlichung des Werkes nur durch den Tod verhindert worden. Danach sähe es also so aus, als ob er es erst in seinen letzten Lebensjahren verfaßt habe. Dies nimmt auch Otto Markwart an in seiner vielfach schätzbaren Basler Doktordissertation „Wilibald Pirckheimer als Geschichtschreiber" (Zürich, 1886). Dabei geht er freilich zum Teil von ganz falschen Vorstellungen aus, indem er meint, Pirckheimer habe erst gegen Ende seines Lebens römische und griechische Klassiker ins Deutsche zu übertragen angefangen, seine humanistische Periode falle überhaupt erst in seine letzten Lebensjahre. Das ist grundfalsch. Strittiger ist die Frage, ob tatsächlich, wie Markwart annimmt, Alterszeichen in dem Buche wahrzunehmen seien. Gedächtnisfehler sind zweifellos vorhanden, ich komme bei Gelegenheit darauf zurück. Für eine spätere Abfassung macht Markwart weiterhin die Tatsache geltend, daß Pirckheimer im Mai und Juni 1519 zusammen mit Martin Tucher im Auftrage des Nürnberger Rats eine Botschaft nach Zürich ausrichtete. Er meint, auf dieser Reise habe Pirckheimer sich auch sonst umgesehen und dabei mancherlei von seinen ehemaligen Gegnern, den Eidgenossen, zu hören bekommen, was er nun in seiner Beschreibung des Krieges und der früheren Schweizergeschichte verwerten konnte. Noch mehr aber spräche für eine späte und zwar ziemlich späte Abfassung der Umstand, daß Pirckheimer in seinem Werke nicht nur der Schlacht bei Pavia (1525), sondern auch seiner am 25. November 1526 durch Karl V. in Granada

vollzogenen Ernennung zum kaiserlichen Rat gedenke. Daß diese Erwähnung aber erst ganz gegen Schluß des Büchleins geschieht, macht diesen Grund doch wieder weniger stichhaltig.

Sehr wichtig für diese Frage scheint nun eine Briefstelle zu sein, auf die Arnold Reimann aufmerksam gemacht hat in seiner Kritik der Rückschen Ausgabe in der „Deutschen Literaturzeitung" (1896, Sp. 633). Cochläus, ein eifriger Korrespondent Pirckheimers, schreibt seinem Gönner in einem vom 9. Juni 1517 aus Bologna datierten Briefe, was alles der Kaiser an Werken von hoher geistiger Bedeutung leisten könnte, wenn er sich nur solcher Männer wie der ruhmreichen Dreizahl des Erasmus, Reuchlins und Pirckheimers bedienen wollte. „Er, der Kaiser, malt und schneidet Triumphe (Anspielung auf Dürer und Genossen), Ihr — die genannten Männer — schreibt Adagia, Caballistica und Helvetica." Es ist also klar, daß Pirckheimer damals schon an seinem Schweizerkrieg schrieb oder doch, daß er es vorhatte, daran zu schreiben — mehr läßt das Präsens „Ihr schreibt" wohl nicht zu. Entscheidend ist auch eine andere Stelle nicht, die zuerst von Theodor Kolde in den Beiträgen zur bayerischen Kirchengeschichte (Bd. 13, S. 121, vgl. ebenda S. 105) veröffentlicht wurde, nämlich eine Bemerkung, die sich in einem Briefe des Thomas Venatorius, Spitalpredigers in Nürnberg, vom 30. Juli 1531 an Martin Bucer in Straßburg findet. Venatorius war es übertragen worden, den literarischen Nachlaß Pirckheimers zu ordnen. Er entledigte sich dieser Aufgabe in einer für alle Zeiten wirklich fluchwürdigen Weise. Weil ihm die Mühe des Durchlesens der reichen Korrespondenz zu groß war, so entschied er sich dafür, nach nur sechs Tage langer Arbeit einen großen Teil der an Pirckheimer gerichteten Briefe den Flammen zu übergeben, damit sie „nicht in unrechte Hände fielen"! Ein für die Geschichtsforschung unersetzlicher Verlust. Das Manuskript des Schweizerkriegs war allem Anschein nach von den Erben des Nachlasses nach Straßburg geschickt worden, um dort gedruckt zu werden. Hier sah es Bucer, der berühmte Reformator, und fand daran manches auszusetzen. Venatorius gab ihm recht, er schrieb ihm, er wolle

dafür sorgen, daß die Erben das Manuskript wieder zurücknähmen. Dann wolle er zusehen, daß es möglichst wenig „bissig" in die Hände der Liebhaber der Geschichte komme. „Ich selbst," fügt er hinzu, „habe diese Geschichte oft gesehen, aber niemals gelesen, sei es, weil sie dem Autor noch nicht recht genügte (und er sie also deshalb nicht aus der Hand gab), sei es, daß ich durch meine Geschäfte verhindert war." Wie oft, bezw. wieviel Jahre lang Venatorius das Manuskript bei Pirckheimer gesehen, schreibt er nicht. Korrespondiert hat er mit diesem wenigstens seit Anfang 1519. Später wurde er sehr vertraut mit Pirckheimer, so daß dieser, wie Venatorius 1531 an Erasmus schreibt, seit einigen Jahren nichts mehr vor ihm geheim gehalten habe. Also mag es wohl auch nur in den letzten Lebensjahren Pirckheimers gewesen sein, daß er den Schweizerkrieg wiederholt zu Gesichte bekommen.

Nach allem dem läßt sich die Abfassungszeit des Werkes nicht mit Sicherheit bestimmen. Ich glaube kaum, daß es bald nach beendigtem Krieg in Angriff genommen wurde, sonst wäre der Ton doch wohl ein frischerer geworden. Die vornehmste schriftliche Quelle für Pirckheimer erschien auch erst 1507. Aber gewiß hat er sich lange mit dem Plan getragen. Seine Gesandtschaftsreise nach der Schweiz 1519 gab ihm Gelegenheit, manches, womöglich an Ort und Stelle, genauer zu erkunden. Viel früher als nach der Rückkehr von dieser Reise wird er nicht ernstlich darangegangen sein. Daß er Niederschriften darüber, wohl gar während des Feldzugs gemachte Aufzeichnungen, wie Markwart will, für die Arbeit benützt hat, glaube ich nicht. Es müßte sich doch irgend ein Rest davon in seinem, wie bemerkt, in der Nürnberger Stadtbibliothek aufbewahrten Nachlaß erhalten haben. Pirckheimer hatte, wie er wenigstens selbst behauptet, ein vorzügliches Gedächtnis. Dennoch hat es ihn im „Schweizerkrieg" wiederholt getäuscht.

Sicheres indes ist hier nicht zu sagen. Auch auf eine andere damit in Zusammenhang stehende Frage gibt es keine gewisse Antwort, auf die Frage nämlich, für wen Pirckheimer eigentlich

sein Werk geschrieben hat? Daß es noch zu seinen Lebzeiten herauskam, hat er wohl kaum bezweckt, sicher aber nichts dafür getan. Nach Venatorius hätte er gemeint, es fehle ihm noch die letzte Feile. Dies ist auch die Ansicht des jüngsten Herausgebers Karl Rück. Nun, da wäre doch zu helfen gewesen. Ich glaube eher, er scheute sich, weil das Werk ebenso wie seine kurze, aber wertvolle Autobiographie hier und da etwas gar zu sehr sein eigenes Lob singt, derartiges an die Öffentlichkeit zu bringen. Nicht aus allgemeinen moralischen, sondern aus örtlichen und persönlichen Gründen. Das Nürnberger Patriziat sah die Verherrlichung eines einzelnen Mitgliedes nie besonders gern. Auch seine wiederholten Ausfälle gegen die Neider der Stadt, worunter vor allem der Markgraf und die fränkische Ritterschaft, die er gelegentlich direkt verächtlich macht, zu verstehen sind, mußten, das wußte Pirckheimer, dem Rat verdrießlich sein. Denn nichts fast erregte damals mehr den Zorn der Mächtigen als ein sogenanntes Schmachlibell, ein libellus famosus. Das „bissig" (mordax) in dem zitierten Brief des Venatorius geht, glaube ich, viel mehr auf diese Ausfälle, als auf die ganz sporadischen gegen die Eidgenossen zurück, die der gut patriotische Schweizer Goldast daher auch in seiner, der Erstausgabe der Schrift getilgt hat. Denn im großen und ganzen haben wir die Empfindung, daß der reichsstädtische Bürger für die Schweizer, seine Gegner im Felde, eher Sympathie als Abneigung hatte.

So wird es wohl mehr die Nachwelt gewesen sein, an die Pirckheimer bei der Abfassung seines Buches gedacht hat. Das war Humanistenart. Wie oft hatten diese geklagt, daß die Deutschen im Mittelalter zwar große Taten verübt, aber keinen geeigneten Herold dieser Taten gefunden hätten. Dem wollte Pirckheimer zu seinem Teil abhelfen. Dazu aber diente dem gelehrten Mann die lateinische Sprache. Daß er damit gerade diejenigen Leser, die sich vielleicht am meisten für eine solche Schrift interessiert hätten, nämlich die meisten seiner Ratsfreunde und Kriegsteilnehmer von der Lektüre ausschloß, wird ihn nicht weiter bekümmert haben. Schade, nochmals schade! Wo wir

Pirckheimer deutsch schreiben sehen, schrieb er nicht schlecht, und so hätte er uns gewiß ein noch heute hochpopuläres und sicher ein leichter zu lesendes Buch beschert als sein Zeitgenosse, der Ritter Götz von Berlichingen, aus dessen unglaublich unbeholfenen Sätzen man manchmal beim besten Willen nicht klug werden kann.

Zu der eben geschilderten Absicht der Wirkung auf einen weiteren Kreis stimmt, daß Pirckheimer nun aber nicht nur eine Geschichte des von ihm erlebten Krieges geben wollte. Sein Werk zerfällt in zwei Bücher. Davon enthält das erste eine nicht ganz knappe Übersicht über die frühere Geschichte der Schweizer bis zu den Ursachen des Krieges von 1499. Pirckheimer hat dafür fast ausschließlich die 1507 erschienene „Kronica von der loblichen Eydtgnoschaft" des Luzerner Gerichtsschreibers Petermann Etterlin benützt, so daß Markwart sagen konnte, das erste Buch sei nur ein ins Humanistische übersetzter Etterlin. Und was das zweite Buch anbetrifft, so erzählt er nicht selten die Schlachten, die er nur eben aus geschriebenen Quellen oder etwa vom Hörensagen kennen konnte, ebenso ausführlich wie die von ihm selbst durchgemachten Ereignisse. Ein eigentliches Memoirenwerk sollte sein Büchlein über den Schweizerkrieg nicht sein und ist es leider auch nicht geworden.

Immerhin ist uns in ihm ein wertvolles Erzeugnis der deutschen Geschichtsliteratur erhalten. Für die Partieen, wo Pirckheimer seine eigenen Erlebnisse erzählt, z. B. für den Engadinerkrieg, für manche Züge des Charakters Maximilians, teilweise auch für die allgemeine Stimmung, namentlich die in den Kreisen des deutschen Heeres, ist es eine geradezu unersetzliche Quelle. Es ist gewandt und anschaulich geschrieben, nicht ohne Kritik, und in dem alten pragmatischen Geiste, d. h. es versucht überall die inneren Gründe der Ereignisse zu geben, wenn auch meist nur mit knappen Worten und nicht immer mit Glück. Wäre es zur rechten Zeit erschienen, hätte es wirksamer werden können. Doch würde es hier zu weit führen, dem Buche seine Stellung im Rahmen der

gesamten Historiographie anzuweisen. Über das Sprachliche hat Rück gehandelt, obzwar nicht erschöpfend.

Leider eignen dem Büchlein auch viele Fehler. Die Genauigkeit, mit der Pirckheimer seine Schweizer Quelle benützt, läßt manches zu wünschen übrig. Namentlich in den Zahlen, die er ohne ersichtlichen Grund gern erhöht oder herabsetzt, ist er durchaus nicht zuverlässig. An Daten fehlt es fast gänzlich. Auch die Ortsangaben sind nicht sehr präzisiert, die Namen der Mithandelnden und Führer meist verschwiegen. Nicht zum wenigsten mag daran die in diesem Punkte wirklich leidige „antikische Art" die Schuld tragen.

Eine Ergänzung zu Pirckheimers Bericht, soweit die Nürnbergischen Ereignisse in Frage kommen, bietet nun das Aktenmaterial der ehemaligen Reichsstadt, fast durchweg im Nürnberger Kreisarchiv aufbewahrt, die Ratsprotokolle und das Ratsbuch, die Reste der Stadtrechnungen und Belege dazu, vor allem die Briefbücher, die die Kopieen der vom Rate abgesandten Schreiben enthalten. Leider sind die an den Rat gerichteten Briefe fast alle verloren gegangen, ein nicht genug zu beklagender Verlust. Nur ganz zufällig sind uns drei Schreiben Pirckheimers aus dem Feldzug, davon zwei an den Rat, erhalten geblieben. Ich will versuchen, mit Hilfe des Bellum Suitense, wozu mit ein paar wenigen Angaben auch die gleichfalls von Rück und zwar zum ersten Male im Originaltext herausgegebene Autobiographie Pirckheimers hinzukommt, mit Hilfe dann der genannten Archivalien und der mir erreichbar gewesenen gedruckten Literatur ein Bild von der Beteiligung des nürnbergischen Kontingents und seines Führers Willibald Pirckheimer am Schweizerkrieg 1499 zu geben. Dabei darf ich nicht verschweigen, daß Herr Dr. Arnold Reimann, Stadtschulrat in Berlin, mein Freund und Mitarbeiter in Pirckheimerianis, mir durch Überlassung seiner Exzerpte aus dem Nürnberger Kreisarchiv zur Einsichtnahme eine wertvolle Unterstützung für meine eigenen Forschungen dortselbst geleistet hat.

Die Entstehungsgeschichte und der Verlauf des Krieges im

allgemeinen darf hier als bekannt vorausgesetzt werden [1]). Pirckheimer urteilte, daß der Krieg nicht aus einer Notwendigkeit, sondern „ob animorum impotentiam et arrogantiam", aus Zügellosigkeit und Übermut der Gemüter erwachsen sei.

Die ersten Kampfereignisse waren bis in den April teils an den Grenzen zwischen Tirol und Graubünden, weiterhin am Lauf des Rheins abwärts bis in die Gegend von Basel geschehen. Die Last des Krieges war demnach auf deutscher Seite zunächst allein von den Erblanden Maximilians, namentlich von Vorderösterreich und Tirol und dann von dem Schwäbischen Bunde getragen worden. Truppen des letzteren waren es, die bei Schwaderloo und im Verein mit den Tirolern bei Frastanz geschlagen wurden. Seine Kontingente kamen nur langsam und tropfenweise zusammen. Der ständige Kriegsrat, den der Bund in Überlingen eingesetzt hatte, war in großer Verlegenheit. Das anfänglich so draufgängerische Benehmen der Deutschen wich fast überall feiger Mutlosigkeit. Mit Sehnsucht und ungeduldig richtete man seine Blicke nach dem römischen König, der langsam von den Niederlanden her dem Kriegsschauplatz zuzog.

Aber er hatte kaum mehr als 2000 Mann bei sich, allerdings kriegsgewohnte Leute. In Mainz proklamierte er mit Hilfe eines freilich sehr rudimentären Reichstags, zu dem auch die Stadt Nürnberg in Anton Tetzel einen Gesandten abgefertigt hatte, in aller Form die Acht und den Reichskrieg gegen die Schweizer. In Freiburg im Breisgau erließ er unterm 22. April ein Manifest an die Reichsstände, worin die Schweizer als das „grobe, schnöde Bauernvolk, in welchem keine Tugend, kein adlig Geblüt und keine Mäßigung" zu finden sei, arg mitgenommen wurden. Am 28. April war er in Überlingen, dem Hauptquartier des Schwäbischen Bundes, wohin er einen neuen Reichstag zusammenberufen hatte, und wo er in der Kirche das Reichspanier aufstecken ließ.

---

[1]) Ulmann: Kaiser Maximilian I., auf urkundlicher Grundlage dargestellt, Band I. II (1884, 1891). Gagliardi: Mailänder und Franzosen in der Schweiz 1495—1499 (in Band 39/40 dieses „Jahrbuchs").

Das Aufgebot der Reichsstände zu dem Reichskrieg war aber ein noch viel spärlicheres als das der Bundesmitglieder. Sachsen und Brandenburg waren anderweitig beschäftigt, die Pfalz wollte nicht recht heran [1]). Die Bayernherzöge waren bei dem König in Ungnade. Eigentlich waren es nur die Reichsstädte, von denen etwelche Hilfe zu erwarten war.

Dies ist nun der Punkt, wo die Beteiligung Nürnbergs am Schweizerkrieg einsetzt. Von dem Schwäbischen Bund hatte sich die Stadt bis dahin fernzuhalten gewußt, obgleich es ihr wiederholt, selbst unter Drohungen, nahegelegt worden war, demselben beizutreten. Das geschah erst 1500. Die Verstimmung gegen Nürnberg ob seiner langjährigen Weigerung — sie erfolgte hauptsächlich wegen ihres Vertragsverhältnisses zu den bayrischen Herzögen, gegen die ja der Bund in erster Linie gerichtet war — hatte natürlich allerlei gehässige Reden der lieben Nachbarn zur Folge. Denn mit diesen, namentlich mit dem fränkischen Adel, der ein Hauptkontingent zu den gefürchteten Raubrittern stellte, sowie mit den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und -Bayreuth, in die sich die hohenzollerischen Burggrafen von Nürnberg mit der Verleihung der Mark Brandenburg an Burggraf Friedrich VI. (1415) verwandelt hatten, stand die aufstrebende Reichsstadt während der ganzen Dauer ihrer Geschichte auf gespanntem Fuße. Auf Verdächtigungen von dieser Seite deutet sehr wahrscheinlich ein Eintrag vom 20. März 1499 im Nürnberger Ratsbuch: „Nachdem ein berüchtigung (ein Gerücht) erschollen und ohn zweifel durch eines Raths mißgönner erdacht und aufgegeben ist worden, als solt ein Rat den Sweytzern in diesen kriegsleuften wider die Königliche Majestät und den Bund zu Schwaben zugesandt haben puchsen (Geschütze), pulfer und profand (Proviant), ist erteylt im Rat, des beim Ertzbischoff zu Menntz, auch den Stetten Ulm und Ravensburg durch botschaft zu entschuldigen.“ Weshalb gerade diese Reichsstände genannt werden, erfahren

---

[1]) Kurfürst Philipp bemühte sich um eine Vermittlung; vgl. Gagliardi a. a. O. II, 16*.

wir nicht. Tatsächlich gingen Schreiben außer an die genannten auch noch an die Stadt Frankfurt sowie an den einflußreichen Sekretär am kaiserlichen Hofe, Sixt Ölhafen, ab [1]). Außerdem entschuldigte sich die Stadt auch noch brieflich am 2. April (Briefb. 45, 12 [v]) bei dem königlichen obersten Schatz- und Kammermeister Balthasar Wolf von Wolfsthal, einem gebornen Nürnberger, dessen Vater Heinrich Wolf nürnbergischer Ratsherr war, und der als ein Nürnberger Kind der Stadt daher wiederholt als Fürsprecher beim König dienen mußte, sowie endlich am 4. April bei diesem selbst und bei seinem obersten Marschall, dem Grafen Heinrich von Fürstenberg (ebd. 45, 24 und 34). Beim nahen Markgrafen wurde eine persönliche Entschuldigung angebracht durch den schon genannten Anton Tetzel (Ratsprotokolle vom 6. April). In den Entschuldigungsschreiben verteidigt sich der Rat auch noch gegen den Vorwurf, daß er den Eidgenossen eine „merkliche Summa Gelds" geliehen haben sollte. Es sei „der keins von ihnen (den Schweizern) an uns gesunnen oder begehrt worden". Vielleicht sei das ganze Gerede daher entstanden, daß vor kurzem bei etlichen Nürnberger Kaufleuten, die ihre Güter nach Lyon hätten schicken wollen, ein Faß mit Büchsen, in Nürnberg für einen Kaufmann aus Konstanz gekauft, gefunden worden sei, von dem man angenommen, daß es in die Schweiz verschoben werden sollte. Die Nürnberger Kaufleute hätten obendrein von dem Inhalt dieses Fasses keine Kenntnis gehabt. Im Gegenteil, die Stadt Nürnberg sei von den Eidgenossen als ihnen feindlich erachtet worden, so daß diese den Nürnbergern, die „ir handtirung durch ir land gen Frankreich und Mayland treiben, mer dann an ainem ort ir gütter ernydert gelegt vnd halten die zutagen (jetzt noch) in verhaft". Es erging deshalb auch am 19. März ein Schreiben des Nürnberger Rats an die Städte Zürich, Bern und Luzern, worin diese gebeten wurden, die aufgehaltenen

---

[1]) Am 21., bezw. 25. März, vgl. Nürnberger Briefb. 45, 14. Sixt Ölhafen ist der Ahnherr einer noch heute blühenden, im 18. Jahrhundert auch ratsfähig, d. h. patrizisch gewordenen Nürnberger Familie.

Güter freizugeben. Schon vorher hätte der Rat deswegen einen seiner Diener Ulrich Röhlin mit Werbung an sie gesendet. Es sei ganz und gar nichts daran, daß die Stadt dem Schwäbischen Bund eine Anzahl Fußvolks zugeschickt haben sollte (Briefb. 45, 14) [1]).

So suchte die Stadt Nürnberg ihren Vorteil nach beiden Seiten. Freilich wird es für sie von vornherein klar gewesen sein, daß sie sich als Glied des heiligen römischen Reiches einem Reichskrieg gegen die Schweizer nicht wohl entziehen konnte, obgleich sie wußte, daß es für den Handel ihrer Bürger vorteilhafter gewesen wäre, neutral zu bleiben. Offenbar war die Stimmung in Handels- und Bürgerkreisen durchaus gegen einen Krieg mit den Eidgenossen, aber auch bis tief in die Kreise des regierenden Rats mußte sich dies bemerkbar machen. Bestand dieser doch im wesentlichen gleichfalls aus Kaufleuten oder doch solchen, die es gewesen waren, oder deren Angehörige Kaufmannschaft trieben. Denn die Behauptung, die die nürnbergischen Patrizier später aufzustellen wagten, daß ihre Altvordern sich immer nur in ritterlichen Handlungen betätigt und niemals Handel getrieben hätten, wurde wohl für die Zeiten des beginnenden 17. Jahrhunderts nach und nach zur Wahrheit — sehr zum Schaden der ökonomischen Lage der Patrizier selbst — im zu Ende gehenden Mittelalter konnte davon noch gar keine Rede sein.

Kein Wunder, daß Nürnberg in dem beginnenden Streite zu vermitteln, die Funken des auflodernden Brandes seinerseits nach Kräften zu löschen versuchte. Darauf deutet ein Eintrag in der amtlichen Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede (III 1 Nr. 643 b, Luzern 26. III. 1499), den Gagliardi erwähnt

---

[1]) Eine solche Bitte ging auch noch seltsamer Weise mitten im Kriege, nämlich am 27. Mai (Briefb. 45, 41') an „Schultheißen und Rat der Stadt Bern" ab. Damals hatte auch noch ein gewisser Hans Pfuser, wohl ein Berner Bürger, der eine Schuldforderung in Nürnberg hatte, eine Anzahl Nürnberger Kaufmannsgüter mit Beschlag belegt, um sich an ihnen schadlos zu halten, nach Berner Stadtrecht. Der Rat wies diesen auf den gewöhnlichen Prozeßweg.

(a. a. O. II, 16*), dafür spricht auch eine nicht unwichtige Stelle in einem Schreiben des Rats (schon vom 1. März, Briefb. 45, 3 v) an seinen Gesandten am kaiserlichen Hofe und beim Reichstag, den schon erwähnten Ratsherrn Anton Tetzel. „Wöllest dich mit dem Schatzmeister (Balthasar Wolf) vnderreden," heißt es darin, „ob zethun were, das Schatzmaister fur sich selbs mit Ko^r M^t in der besten geheim hette gehandelt, der meynung, ob sein M^t nit möchte in der sach diser kriegsleuft richtung leiden. Wo er dann sein M^t darzu etwas geneigt erfunde, alßdann seiner M^t anzezeigen, das wir etwo als die Eidgenossen weiland vnserm allergnedigsten herrn, dem Ro. keiser, seiner M^t vater, wider gewest vnd fur Walßhut gezogen weren [1]), hetten wir vnser Ratsbotschaft, nemlich Ruprechten Haller doselbst hingeschickt, der zwuschen inen neben andern darinnen geteidingt vnd die sach gericht hetten [2]). Nun were es vngezweifelt, solte seiner M^t meynung sein, das wir abermaln was in disen kriegsleuften handeln solten vnd vns das in geheym gewinckt, wir wurden weder muhe, arbeit noch einichen kosten darinnen nit sparen, vnd vnuermerckt, wie du die sach findest, das thů vns zewissen." Wenn der Rat nun unterm 16. März (Briefb. 45, 6) an die kleine fränkische Reichsstadt Windsheim, über die Nürnberg überhaupt so eine Art bemutternder Fürsorge auszuüben pflegte, schreibt: „Wöllen Ewer liebe guter maynung nit verhalten, das wir vor disen tagen einen vnsern diener [3]) zu den hauptleuten des Swäbischen pundts auch der Eydgnossen von wegen etlicher vnser burgere vnd kaufleute, deßgleichen sich der leuft zuerkunden abgefertigt haben," so wäre es wenigstens nicht ganz ausgeschlossen, daß dieser Beauftragte eines offenbar untergeordneten Ranges — denn einen Ratsherrn wagte man des Aufsehens halber nicht zu schicken — auch den Schweizern zum Guten reden sollte. Näheres hören wir nun freilich nicht davon. Allerdings würde eine solche

---

[1]) 1468, vgl. Dierauer, Gesch. d. Schweiz. Eidgenossenschaft, II, 161

[2]) Das Nürnberger Ratsbuch weiß nichts davon.

[3]) Ulrich Röhlin? Siehe oben S. 145*.

Vermittlertätigkeit nur zu dem Bescheid passen, den der Rat zwei Jahre früher, am 2. Mai 1497, einer schweizerischen Gesandtschaft freilich in sehr gewundener Form zu erteilen für gut befunden hatte [1]).

---

[1]) Die Sache ist interessant genug, daß ich den Eintrag des Nürnberger Ratsbuches (Nr. 44, Bl. 227 v; das Ratsbuch ist die Reinschrift der Ratsbeschlüsse, die im Konzept zunächst in den Ratsprotokollen niedergelegt wurden) hier wörtlich wiedergebe. Er lautet:

„Als vff hewt ein botschaft von gemeinen Eydgenossen, nemlich her Heinrich Gölldle ritter von Zurch vnd der Burgermeister von Glaris [so], der rot schu an hett, vor eynem erbern Rat sein erschynen, werbung vnd anpringen auß befelh der Rethe der gantzen Eydgenoßschaft im handel der erlangten recht mit den [so] Varenpuhler — in den Ratsprotokollen heißt es „die Farnpühler betreffend" — wider die Stat von Sant Gallen, gethan, darin sie mangerley, so in von Ko^r M^t schriftlich vnd mundtlich sollt zugesagt sein, das ine nit gehalten were, mit anhang irer beschwerd vnd glimpfs angezaigt, auch das sie itzo im handel ir botschaft wider treffenlich zu der Ro^n Ko^n M^t vnd ander mer ordt treffenlich hetten gesant, ir begern vnd beschluß zuletzt darauf gewendet vnd gebetten, das ine ein erber Rat raten vnd helfen wollt, wie sie der sachen zu rue mochten komen fur eins, zum andern, ob die sachen ye zu aufrur sollten komen, wes sie sich zu eynem Rat vnd Stat von Nuremberg sollten versehen etc., ist mit gar langer meynung vnd erstreckung durch hern Heinrichen obgemeldt geredt vnd ine ein soliche antwurdt zu geben erteylt: Im ersten stuck, sie (die Schweizer) haben die sach in irem Rat gar hoh (hoch), weißlich vnd wol bedacht, das sie ir botschaft so treffenlich an die angezeygten ordt gefertiget, vnd nachdem sie aber (wiederum) ir botschaft auch so treffenlich zu der Ro^n Ko^n M^t verordnet, sey ein Rat der hoffnung, ine werde doselbst so gnedig antwurdt, domit vnd dardurch sie ab der sachen komen. Solt es aber nit beschehen, wo dann ein erber Rat, als die, so doch der vnd myndern sachen zu clein vnd zu wenig sein, ichtz (irgend etwas) das zu guten dienen (möchte), darinnen kondten handeln, es were ir botschaft in der sachen zu schicken oder anders darin zu thund, sollt einem erbern Rate keiner costung, muhe noch arbeyt — in den Ratsprotokollen steht noch „botschaft" — verdriessen. Wo es aber ye zu aufrur sollt gelangen, des doch ein Rat nit hoff, auch eym Rat mit trewen wider vnd leyd were, was dann ein Erber Rat ern vnd pflicht halb verantwurten kondte, darin wollte sich ein Rat also halten, der zuuersicht, Sie wurden nit misfallen

Aber am Hofe hatte man taube Ohren. Der Kaiser schickte wiederholt Mandate nach Nürnberg, die die Stadt zur Gestellung von Truppen aufforderten. Um das erste, das am 28. Februar in Nürnberg eintraf (Briefb. 45, 2 v), glaubte der Rat sich noch drücken zu können, indem er die Gefährdung seines Handels geltend machte. Als aber dann im Laufe des März ein zweites, strengeres Mandat kam, wagte er schon nicht mehr um Erlaß, sondern nur um einen Aufschub der Hilfe nachzusuchen, damit die „vnsern, so ir gewerb durch die Eydgenossen in Franckreich treiben, ire güter zu irer verwarnus pringen mogen", wie er am 2. April an den Schatzmeister schreibt (ebd. 13 v). Aber mit dem Kaiser wollte man es nicht verderben. Tetzel sollte zwar beim Kaiser wegen des Aufschubs vorstellig werden, aber — so schreibt der Rat schon am 21. März (ebd. 7 v) — „wurde dir dann ein rauher abschied gegeben vnd vns sein M' der ding ye nit wolt erlassen", so solle er nur sagen, die Nürnberger ständen nichtsdestoweniger schon in Rüstung. Auf die Dauer war nichts zu erreichen. Der Kaiser mußte natürlich auf die Hilfe gerade der mächtigsten süddeutschen Reichsstadt, schon wegen des Beispiels für andere, den höchsten Wert legen. Am 13. April fiel die Entscheidung. Das Ratsbuch meldet uns, daß am 13. April

---

darin empfahen. Herr Paulus Volkamer, her A (Anton) Tucher vnd A (Anton) Tetzell, 3. Rogationum [sic] 97."

Die genannten Personen sind drei Ratsherren, die den Schweizern antworten sollten. Für den Handel Ulrich Varnbülers mit St. Gallen ist auch ein Eintrag des Ratsbuchs vom 21. März 1497 von Interesse, wonach dieser auf Grund der vom römischen König und vom Reichskammergericht erlangten Exekutorialmandate den Nürnberger Rat darum anging, ihm zu den in des Rats Gewalt befindlichen Gütern „der von St. Gallen" zu verhelfen. Der Rat beschloß, demselben „Varnbuhler in beywesen Notarii vnd zewgen zu antwurten, wo er der von Sant Galln leyb, habe oder gütter in eins Rats gepieten Eym Rat anzeyge, sey Ein Rat willig, im nach lawt dieser Mandata zu verhelfen. Act. 3. post Dom. in palmis." Sehr gern ging man in Nürnberg offenbar nicht an die Sache, und man hielt es für nützlich, dem Kaiser gegenüber eine notarielle Beglaubigung über seine Gehorsamsbezeugung in Händen zu haben.

endlich erteilt, d. h. der Beschluß gefaßt worden sei, daß ein Rat der Römisch Königlichen Majestät wider die Schweizer oder Eidgenossen „Hilf tun“ solle. „Und ist deshalb,“ heißt es weiter, „zu eines Rats hawbtmann benenndt worden Wilbolt Pirckamer mit 32 Pferden und 300 zu Fuß mit 4 Steinpüchsen und 6 Wagen; auch die Fußknecht alle kleyden (in) eym (einem) Rock mit der (nämlich Nürnbergischen) Farb, deßgleichen den Reysigen auch newe Röck zu geben mit Strichen im Aermel. Actum Sabato post Dominicam Quasimodogeniti.“ Von der Farbe und den Abzeichen spreche ich später. Hier sei nur erwähnt, daß, wenn der damals erst 28jährige Pirckheimer zum Feldhauptmann ernannt wurde, er dies wohl hauptsächlich gewissen kriegerischen Fertigkeiten verdankte, die er sich als Jüngling, bevor er nach Italien zum Studium ging, in Diensten des Bischofs von Eichstätt erworben hatte. Er selbst will sich, wie er in seiner Autobiographie schreibt, weder darum beworben noch auch daran gedacht haben. Doch wäre er gern dem ehrenvollen Rufe gefolgt, obgleich ihm seine Freunde davon abgeraten hätten.

Noch ehe dieser Ratsbeschluß nach Mainz gemeldet wurde, erfolgte eine besondere „Werbung von Königlicher Majestät“ an die Stadt Nürnberg, über die in den Ratsprotokollen vom 18. April berichtet wird. Der uns schon bekannte Schatz- und Kammermeister des römischen Königs, Balthasar Wolf von Wolfsthal, vertrat sie persönlich. Darin wird zunächst der König entschuldigt, daß er so spät gekommen sei, nämlich auf den Kriegsschauplatz. Die Stadt wird aufgefordert, den Reichstag in Überlingen zu beschicken, und zwar sollen die Boten „mit vollem Gewalt“ erscheinen, um „an demselben Ort wider das Furnemen der Eidgenossen (die Schatzmeister bös Christen und Ungeziefer nennt) stattlich zu handeln und sie zu strafen“. Nürnberg möchte nun den Anfang machen mit Sendung der Mannschaft, damit die andern Städte ermuntert würden, „nachdem auch seine Majestät das Reichspannier in Sr. Maj. Regiment zum ersten (demnächst oder während des neuen Königs Regierung zum ersten Male?) wurd fliegen lassen“. Der Beschuldigung, daß Nürnberg die

Eidgenossen unterstützt habe, sei nicht geglaubt, inmaßen der Schatzmeister dem Rate selbst — früher einmal — geschrieben habe.

Der Rat ließ dem Schatzmeister durch die beiden Ratsherren Anton Tucher und Anton Tetzel antworten, daß er den Reichstag von Überlingen beschicken wolle. Leute zu Fuß und Roß seien für den König bereit. Dem Schatzmeister gebühre Dank für seine Verwendung bei diesem wegen der Verleumdung. Die Sache erschien übrigens dem Rat erheblich genug, daß er sie, freilich erst am 27. April, der Versammlung der Genannten, einem in besonders wichtigen Fällen durch den sonst ganz autokratisch regierenden Rat einberufenen Bürgerausschuß, zur Beratung stellte.

Natürlich konnte man es nicht verhindern, daß die Eidgenossen ihrerseits die mächtige Stadt ihren Gegnern abwendig zu machen suchten. So erklärt sich, wenn ich ihn recht verstehe, ein Ratsverlaß [1]) vom 18. April, also von demselben Datum wie oben, der lautet: „Mit dem Schatzmeister (dem genannten Wolf) zu handeln der schrift halb, die kommen ist von den Eidgenossen und denselben brief den kaufleuten hören lassen.“ Doch mag schließlich in der „Schrift“ auch nicht mehr gestanden haben als eine Antwort auf die Vorstellungen des Rats bei den oben genannten drei Städten (S. 144*) wegen der angehaltenen Nürnberger Kaufmannsgüter.

Die Sache mit dem Krieg nahm jetzt ihren Weg.

Der Ratsbeschluß wegen der Hilfe wird am 20. April in etwas anderer Form wiederholt. Wahrscheinlich liegt aber nur eine Flüchtigkeit vor, wenn — und zwar sowohl in den Ratsprotokollen wie im Ratsbuch — von 300 Mann zu Roß und Fuß die Rede ist. Heißt es doch zugleich, daß 30 Reisige — am 13. April waren es 32 — und 4 Feldschlangen — dies entspricht den 4 Steinbüchsen — mitgehen sollen. Wichtig ist, daß außerdem Hans von Weichsdorf (Weygßdorf), der spätere Nürnberger Schultheiß (1500—1503),

---

[1]) Ratsverlässe nannte man in Nürnberg die Ratsbeschlüsse.

als Hauptmann mitgesandt wird. Er war nach Lochner (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N. F. VII, 278) aus schlesischem Geschlecht und hatte schon früher dem Rat gedient, jedenfalls war er kriegserfahrener als Pirckheimer, dem übrigens deshalb sein Befehl nicht genommen wurde. Im Gegenteil, er blieb der eigentliche Hauptmann, wie wir aus dem Ratsverlaß vom 30. April entnehmen können, wonach Hieronymus Schürstab und Martin Geuder mit Hans von Weichsdorf (gewöhnlich „der Weichsdorfer" genannt) „eine ehrbare Rede tun sollten, eines Rats Hauptmann hilflich und rätig zu sein". Schon vorher war angeordnet worden (22. April), für Hans von Weichsdorf Kleider, sowie für Pirckheimer und seine Knechte Röcke, Hosen und Kappen zu beschaffen. Ein paar Tage später werden auch die „Plattner und Kettenmacher für K. Majestät" angehalten, sich zu beeilen. Dies bezog sich aber wohl nicht auf den Heereszug. Jedenfalls ersieht man aus dem allen, daß der Rat beflissen war, dem König zu dienen.

Rein militärisch war die Mission Pirckheimers nun freilich nicht gedacht, auch nicht von vornherein. Dies ersieht man aus der diplomatischen Instruktion, die ihm nach den Ratsprotokollen mitgegeben wurde. Danach sollte er sein „Anbieten" anbringen bei Königl. Majestät, daß er zum Reichstag — in Überlingen — und mit der Antwort „uff seiner Majestät Schreiben" und außerdem verfertigt sei, wozu ihn mehr seine Kö. Maj. gebrauchen wolle. Sollte der Stadt „angesonnen" werden, ein „merer anzale" zu schicken, so sollte er die nachbarlichen Irrungen mit dem Markgrafen [1]) und Cunz Schott — wir sprechen noch davon — ins Treffen führen. „Neue Zeitung" nach Hause zu schicken, solle er stets bestrebt sein.

Bis zum Ausmarsch wurden Pirckheimer und mit ihm der Ratsherr Marquart Mendel angewiesen, alle Dinge mit den Wegen zu bedenken. Mittwoch, den 1. Mai, sollte die Truppe „zu Mittag auf sein, bis gen Schwabach". Anton Tetzel und Endres Tucher

---

[1]) Damals Friedrich IV. (nach besonderer Zählung) der Ältere.

sollten mithinausreiten und eine ernstliche Rede mit den Knechten tun, daß sie gehorsam seien.

Nach Heinrich Deichslers Chronik [1]) zogen die Nürnberger aus „an Sant Walburgentag umb 9 or auf den tag". Das wäre gewesen am 1. Mai um 2 Uhr nachmittags [2]), stimmt also zu den Angaben der Ratsprotokolle. „Ausgeber", also Zahlmeister oder Kassier war nach Deichsler der auch in der Ratskorrespondenz vorkommende Alexius Haller der jüngere, Fähnrich war ein Ketzel. Aus der schätzbaren Chronik des Nürnberger Goldschlägers Anton Kreuzer [3]) erfahren wir, daß letzterer mit Vornamen Wolf hieß, Johannes Müllner [4]) nennt ihn wohl fälschlich Georg Ketzel. Nach Deichsler bekam ein jeder der Landsknechte drei Gulden zu seiner Rüstung (Ausstattung). Nach einer anderen, gleichzeitigen handschriftlichen Chronik [5]) fand der Auszug, wie das ja auch natürlich war, durch das Spittlertor statt. Die Fußsoldaten waren in der Hauptsache wohl mit Spießen und nur zum Teil mit Feuerwaffen ausgerüstet.

Den Zug können wir einigermaßen verfolgen, insbesondere auf Grund eines Schreibens, das Pirckheimer am 8. Mai aus Ulm an den Rat absandte, und das uns zufällig im Original in der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden erhalten ist (Signatur: C 107 f, nr. 15). In diesem Briefe, der mir in einer Abschrift Reimanns vorliegt, schreibt Pirckheimer, daß sich sowohl der Bürgermeister von Nördlingen wie der von Giengen über das

---

[1]) Chroniken der deutschen Städte XI, 606.

[2]) Die Nürnberger lebten in reichsstädtischen Zeiten nach der „großen" Uhr, die die Tag- und Nachtstunden gesondert und deshalb mit fast alle drei Wochen wechselnder Zahl schlug.

[3]) Handschriftlich in der Nürnberger Stadtbibliothek mit der Signatur: Amb. 27. 4⁰.

[4]) Nürnbergischer Ratschreiber († 1634), der sehr wertvolle, größtenteils noch ungedruckte Annalen der Reichsstadt Nürnberg hinterlassen hat.

[5]) Im Nürnberger Kreisarchiv mit der Signatur: Nürnbergische Handschriften Nr. 70, von manchen fälschlich als die Chronik Erhard Schürstabs bezeichnet.

lange Außenbleiben der Nürnberger beschwert hätten. Die von Giengen hätten bisher über 400 Gulden verzehrt, d. h. für den Krieg verbraucht, was für das kleine Städtchen in Anbetracht des damaligen Geldwerts nicht ganz wenig wäre. Der Bürgermeister hätte „darangehangen", schreibt Pirckheimer, „wo wir nicht pey den knechten verfügen, das sy mitt ru (ruhig) weren, wollten sy vnser wol anethig (unnötig) seyn", d. h. sie wollten die Nürnberger gern entbehren. Pirckheimer gab den Giengern gute Worte, und diese gaben sich zufrieden. Er meint aber doch: „Solten wir der ent (in die Gegend dort) oft fur ziehen, wolten wir ee (eher) schaden von inen gewarten syn dann von den veynden". Daher habe man auch den Knechten mit Darlehen „zu statten kommen müssen", denn, schreibt Pirckheimer, „wo sy die wirt — die Quartierwirte — nit vergnugt hetten, versich (versehe) ich mich wol, hätte die sach nicht recht gethon vnser halb".

Seit Gunzenhausen, heißt es weiter, hätte die Truppe keinen Tag über zwei Meilen Wegs zurückgelegt. Daran seien die Wägen schuld gewesen, dazu die Pferde, denn „der weg hart ist und haben die geul (Gäule) verschlahen", d. h. sie haben nicht recht weiter gehen können. Es sei sehr heiß gewesen, die Fußknechte seien in die Bäche und Brunnen „gefallen" und hätten soviel getrunken, daß es ihnen schädlich gewesen. „Doch achten wir pesser zu seyn, das wir gemach ziehen vnd die pferd sparen, dann groß tagreys zu thun vnd die selben (die Pferde) verderbten, nachdem wir vns versehen, wir vinden vnser teyl noch wol".

Also nur immer langsam voran! Von einem Drängen an die Front war weder bei Führer noch bei Geführten etwas zu spüren. Daß übrigens die marschierende Truppe der Bevölkerung gegenüber mit Bezahlung ihrer Bedürfnisse so zart auftrat, war wohl sonst nicht Landsknechtsart, sondern offenbar in der politischen Rücksichtnahme, die der Nürnberger Rat üben mußte, begründet.

Vom kaiserlichen Hof, klagt Pirckheimer, kamen, worüber auch sonst von anderer Seite viel geklagt wird, recht widersprechende Befehle. Nach dem einen sollte Hans von Weichsdorf mit der Mannschaft nach Lindau ziehen, Pirckheimer selbst aber

mit dem Gelde, das er, ich bin nicht sicher von wem, empfangen hatte, sich nach Buchorn verfügen. Diesen Städtenamen kann man fast in keinem Lexikon finden, es ist nichts anderes als das heutige Friedrichshafen, damals eine freie Reichsstadt. Pirckheimer wollte aber „den Zeug" nicht verlassen, und der schon erwähnte Schatzmeister Balthasar Wolf von Wolfsthal, der, wie wir wissen, als geborener Nürnberger für seine Landsleute eine Art Vertrauensperson am kaiserlichen Hofe war, schrieb ihm auch, er dürfe sich nur nach einem solchen Schreiben richten, das vom Könige selbst unterzeichnet sei. Da nun der Befehl an Pirckheimer nicht des Königs Unterschrift trug, glaubte er ihm nicht nachkommen zu dürfen, wenigstens nicht sofort. Doch wollte er sich später, seiner diplomatischen Mission gemäß, dennoch mit dem Gelde zum König verfügen und „Herr Hansen mit dem haufen gein Linda algemelich ziehen lassen".

Ein Postskriptum besagt, daß eben wiederum ein königlicher Bote angekommen sei mit dem Befehl, still zu liegen bis auf weitere Befehle. Da es nun in Ulm teuer wäre, hätten sie vor, nach einem Dorfe — Baltringen, eine Meile Wegs von Biberach — zu ziehen und dort das weitere abzuwarten. Pirckheimer selbst aber wollte sich allein aufmachen zu dem König.

Ein trübes Licht auf die Kriegführung der Deutschen wirft, was Pirckheimer sonst noch von den Kriegsläuften berichtet. „Auch liebe Herren," schreibt er dem Rat, „wird ich wericht (berichtet), wie wol groß volk an den see (den Bodensee) zu Roß und Fuß geschickt sey worden, verlire sich doch solch volk eyntzlich (einzeln) gar sere, also das nicht der vierde teil verhanden sey, als mans darfur helt. Sind uns auch uff dem weg teglich reuter und zuvoran marggrafischer wegegnet, die gemach abziehen". Die Schweizer hätten ihre eigenen Dörfer den Feinden zunächst angezündet, ob sie nun aber wirklich im Lande in der Verteidigung bleiben wollen, weil ihnen der „Zuzug" (die Verstärkung ihrer Feinde) zu groß würde, wisse man nicht genau.

Aus den Briefbüchern des Nürnberger Rats geht hervor, daß Pirckheimer spätestens am 14. Mai in Lindau war. Der Rat war

mit seinen Nachrichten wohl zufrieden und trug ihm weiter auf, keinen Botenlohn zu sparen, damit er stets gut unterrichtet sei.

Hören wir nun, was Pirckheimer in seinem Büchlein über den Schweizerkrieg von seinem Auszug berichtet [1]). „Ich wurde," schreibt er, „von der Stadt Nürnberg zum Hauptmann (dux) ernannt und zum Kaiser geschickt mit 400 Fußsoldaten und einem Geschwader (ala) von 60 Reitern, mit 6 Büchsen, die man Feldschlangen nennt, und einer größeren, sowie mit 8 Wägen, die Proviant, Pulver, Zelte und sonst das Nötige enthielten." Wir lesen also hier ganz andere Zahlen als die oben aktenmäßig niedergelegten. Täuschte Pirckheimer sein Gedächtnis, als er diese falschen Zahlen niederschrieb, oder hat er sie absichtlich erhöht, um sich vor der Welt ein größeres Ansehen zu geben? Fast möchte man das letztere glauben, denn wir sehen ihn auch sonst mit den Zahlen ziemlich willkürlich umspringen. „Beigegeben," fährt er fort, „war mir außer anderen Edlen ein Goldritter (eques auratus, ein Ritter, der als solcher goldene Sporen tragen darf) Johannes von Beystorff (Weichsdorf), ein sehr kriegserfahrener Mann." Der Name sieht recht korrumpiert aus, doch ist zu beachten, daß Pirckheimer seiner süddeutschen Mundart entsprechend sehr häufig w mit b und umgekehrt wiedergibt. „Zugeteilt waren mir auch," heißt es weiter, „Tribunen und Zenturionen, alle vortrefflich in den Waffen geübt. Aus Nürnberg also marschierte ich geraden Wegs zu dem Kaiser" — richtiger hätte es geheißen, König, denn Maximilian nahm erst 1508 den Titel eines römischen Kaisers an — „der sich damals bei dem See von Bregenz (Bodensee) aufhielt. Ich zog durch das Schwabenland nicht ohne Gefahr und unter dem Widerwillen der Bewohner. Die Nürnberger nämlich standen damals nicht mit den Schwaben, sondern mit den Herzögen von Bayern im Bunde, worüber jene sehr empört waren. Zudem waren sie schmerzlich bewegt, weil sie selbst schon viele von den ihrigen und dazu eine große Menge Geldes verloren hatten, während die Nürnbergische Truppe noch

---

[1]) Rück 92 ff.

ganz unversehrt war und damals erst zu den Mühen des Krieges hinauszog. Mit feindseligen Blicken also betrachteten die Nördlinger, Ulmer usw. unsern Durchzug.“ Die ihm und seinen Leuten von den Ulmern entgegengebrachten Antipathieen hat Pirckheimer redlich zurückgegeben. Von dem Treffen bei Hard behauptet er, daß sich darin die Ulmer am schlechtesten bewährt hätten, da sie ja überhaupt mit dem Maul die wildesten, im Handgemenge die feigsten wären (tamquam clamore essent ferocissimi, manibus vero ignavissimi). Ähnlich schreibt auch der Nürnberger Goldschläger Anton Kreuzer in seiner Chronik, der die Nürnberger am Auffahrtsabend — am Tage vor Himmelfahrt — in Ulm, wo er sich zufällig aufhielt, einziehen sah, daß in dem Kriege „viel Leut“ umgekommen seien „und sunderlich viel Schwaben, die waren am ersten auf und wolten die Schweizer alein fressen, aber sie aßen den tot an inen“.

Als der Kaiser, der inzwischen Überlingen verlassen hatte, von der Ankunft der Nürnberger hörte, berichtet Pirckheimer weiter, schickte er zu ihm und befahl ihm, nach Tettnang (unweit Friedrichshafen) zu kommen. Hier wurde die Truppe durch den Kaiser, der zu Pferde saß, genau besichtigt und zwar, wie Pirckheimer an dem Gesicht des Kaisers abzulesen glaubte, zu seiner vollen Zufriedenheit. Reiter wie Fußsoldaten waren alle in Rot gekleidet, in welcher Farbe auch die Wägen gedeckt waren. Diese Angabe Pirckheimers stimmt also ganz gut zu dem oben mitgeteilten Ratsbeschluß, ja erläutert ihn sogar, insofern wir nun bestimmt wissen, daß die Knechte nicht in Rot und Weiß, die eigentlichen Nürnberger Farben, sondern einfarbig gekleidet waren. Dies sagt auch der schon genannte Chronikschreiber Anton Kreuzer. Er spricht von 300 Nürnbergern zu Fuß — „den gab man rote rocklein“ — und 40 Pferden, die in Ulm eingezogen wären. Wenn nun Pirckheimer sagt, es hätten alle, also auch die Reiter, rote Röcke angehabt, so werden wir die „Striche im Aermel“ bei letzteren wohl als besondere kavalleristische Abzeichen zu deuten haben. Man möchte annehmen, daß sie von weißer Farbe waren, was auch Müllner zu glauben scheint. Uni-

formierungen, um das zu sagen, waren schon früher nicht ganz selten. Die Nürnberger selbst hatten 1450 im ersten markgräflichen Kriege 1000 Schweizer, die sie gedungen, aber nicht mehr verwendet hatten, lauter „endlich (hurtig), keck, redlich und gestreng leute" alle neu gekleidet „in eine Kleidung halb weiß und halb rot", also in beide Stadtfarben, wodurch sie sich beiläufig den Dank der Schweizer dermaßen verdient hatten, daß diese sagten, wenn „ihrer fürbaß wieder Not geschähe, so man 1000 begert von den Eidgenossen, so kämen ir gar gern 10000" [1]).

Diesmal also nun ging's gegen die Schweizer, und der Kaiser mußte sich freuen, wenn ihm aus Deutschland stattliche und gut ausgerüstete Leute zuzogen. Das scheinen nun die Nürnberger gewesen zu sein, wenigstens behauptet Pirckheimer, daß sie mit Waffen ausgezeichnet versehen und daß alle wohlausgesuchte und Veteranen gewesen seien, viele davon dem Kaiser von früheren Kriegsdiensten her bekannt, namentlich unter den Hauptleuten, die er daher auch persönlich leutseligst angeredet hätte. Nur die kleine Zahl der Truppen wurde von der Stadt Mißgönnern getadelt — wir entsinnen uns, daß der Rat so etwas vorausgesehen hatte (oben S. 151*). Doch meint Pirckheimer, wenn man auf die Ulmer hinwies, die das Doppelte geschickt hätten, so sei das eine ganz andere Sache. Die Schwaben hätten ohne Nötigung den Krieg angefangen, die Nürnberger wären nur aus Gehorsam gegen den Kaiser ins Feld gezogen. Der Kaiser ließ sich das auch nichts anfechten, sondern sagte laut, er wolle lieber solche Veteranen als zweimal so viel Rekruten (tirones) [2]).

Die Neider (aemuli) der Stadt Nürnberg spielen auch weiterhin bei Pirckheimer eine große Rolle. Wo etwas schief ging, sei es den Nürnbergern in die Schuhe geschoben worden, wurden sie doch sogar des geheimen Einverständnisses mit den Schweizern bezichtigt. Wir wissen ja schon, wie dies dem Rat zu schaffen

[1]) Chroniken der deutschen Städte II, 217. Vgl. auch meine Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. Nbg. 1896, S. 428.

[2]) Rück S. 94.

machte. Wer eigentlich diese „Neider“ gewesen, erfahren wir nicht genau. Offenbar aber haben wir sie in den Reihen der Ritter und unter den markgräflichen und vielleicht noch anderen fürstlichen Gesandten zu suchen, deren alte Erbfeindschaft gegen die mächtige fränkische Metropole jedem in der Nürnbergischen Geschichte Bewanderten nur zu wohl bekannt ist.

Von Tettnang zog Pirckheimer auf Befehl des Kaisers nach Lindau, wo er, wie wir bereits wissen, spätestens am 14. Mai eintraf. Aber noch zu Pfingsten (19. Mai) verweilte er dort, wie wir aus einem erfreulicherweise gleichfalls noch erhaltenen, jetzt im Germanischen Museum befindlichen Schreiben dieses Datums wissen. Pirckheimer schreibt darin an den Rat: „Item, lieben Herren, auf heut Datum hat die koneglich Majestät nach Herrn Hannsen von Weichsdorf und mir geschickt, Herr Hannsen Haubtmann uber das volk, so noch hie zu Lindau liegt, gemacht und verschafft (befohlen), das wir alspald uns erheben und auf Feltkirch zuziehen, da dann alle fendleyn (Fähnlein) hin kummen ... versehe mich, es seyen pey den X tausend mannen daselbst (nämlich zu erwarten in Feldkirch).“ Mit der Kriegführung sei man nicht zufrieden. Männiglich und vor allem die alten Hauptleute sagten unwillig, die „Anschläge“ würden durch die, „so der kriegsleuft nicht verständig sind“, furgenommen. Und so es an ein Treffen gehe, zögen sich diese Leute „daraus, dadurch das Volk (die Mannschaft), als dann pisher geschehen sey, verfurt werde“. Die Sache gehe an allen Orten gebrechlich. Neuer Zeitung könne er „ganz nichts“ schreiben, denn wenn etwas zuungunsten der Kaiserlichen geschehe, so werde solches „untergedruckt“ (unterdrückt), günstigen Verlauf der Sachen aber übertreibe man, wie denn neulich in einem Scharmützel bei Konstanz den Schweizern über 200 Mann erstochen worden sein sollen, während es in Wahrheit nur 16 gewesen seien. Man sieht, diese Praktik ist nichts Neues.

Anderes in dem Briefe übergehe ich. Pirckheimer zog nach Feldkirch, wo auch der Kaiser hinkam. Unweit davon, bei Nenzing im Wallgau, ließ er am 21. Mai 7000 Mann, darunter 700 Reiter,

mustern, ein buntes Gemisch aus Vorarlberger, bündischen (d. h. vom Schwäbischen Bund gestellten) und reichsstädtischen Truppen, unter denen sich nach urkundlichen Nachrichten, wie ja freilich zu vermuten war, auch das Nürnberger Fähnlein befand. Auffallen mag hier wie überall die geringe Zahl der Truppen, mit denen dieser und andere Kriege jener Zeit ausgefochten wurden.

Die Absicht Maximilians war, die Schweizer gewissermaßen zwischen zwei Feuer zu nehmen. Deshalb sollte Graf Heinrich von Fürstenberg mit einem starken Heer vom Sundgau und den vier Waldstädten — Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden — aus operieren, während der Kaiser selbst einen Einfall von Osten her ins Graubündische machen wollte. Deshalb die Ansammlung der Truppen bei Feldkirch. Der Plan war schlecht, denn auf dieser Seite hätte man die Königlichen gern in Ruhe gelassen, außerdem aber war die Verpflegung in dem Alpenlande eine äußerst schwierige, und von der Reiterei und auch vom Geschütz konnte man wenig Nutzen erwarten. Andererseits hätte schon allein Maximilians Gegenwart auf dem westlichen Kriegsschauplatz der deutschen Sache eine frischere Note gegeben. Der Plan des Königs wurde daher auch schon damals ernsthaft getadelt; aber was half es, „der König könne niemanden leiden, der ihm darein rede", schrieb am 9. Mai der Eßlinger Bundesgesandte Hans Ungelter nach Hause. Offenbar wollte Maximilian in Graubünden, das der tirolischen Einflußsphäre am nächsten lag, persönlich für sein Haus Eroberungen machen.

Die Bündner bemerkten beizeiten, welch schweres Unwetter sich gegen sie zusammenzog. Sie fielen daher über den Ofenpaß in das Münstertal ein, umgingen die an dessen Ausgang unweit der Malser Heide von den Tirolern angelegte „Letze", wie man Befestigungen dieser Art nannte, und schlugen am 22. Mai das dort aufgestellte königliche Heer unter Ulrich von Habsberg vollständig. Der Kaiser erhielt am 24. Mai in Landeck die Kunde von der Niederlage der Seinigen „an der Calven", wie die Schlacht am besten genannt wird. Sie entmutigte ihn nicht. Und da die Feinde nach Brandschatzung der umliegenden Ortschaften Glurns,

Laatsch, Mals usw. wieder heimgekehrt waren und Maximilian selbst mit seiner nicht unbeträchtlichen Streitmacht im Vintschgau erschien, hob sich auch das Vertrauen der Tiroler Bevölkerung wieder [1]). So faßte der Kaiser den Plan, die Graubündner, und zwar zunächst die Engadiner, die zum Gotteshausbund gehörten, zu züchtigen. Aber es haperte gewaltig mit der Verpflegung. Nun hatte der Herzog Ludovico Moro von Mailand, der sich durch den mit den Schweizern verbündeten, sie aber fast nur mit Geld unterstützenden König von Frankreich bedroht sah und es daher seinerseits mit dem Kaiser hielt, letzterem zugesagt, im oberen Veltlin Proviant für sein Heer bereitzustellen. Diesen abzuholen und zu bedecken, benötigte der Kaiser eine nicht zu schwache Truppe, und dazu wählte er, wenn nicht das Nürnberger Kontingent — dies ist nirgends gesagt, aber zu vermuten — so doch jedenfalls als Führer unsern Pirckheimer.

Es ist dies das erste Mal, daß derselbe in Aktion tritt. Seine Beschreibung des Unternehmens ist daher ziemlich ausführlich und macht durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit. Kontrollieren läßt sie sich freilich bis auf einige untergeordnete Punkte nicht, da uns von anderer Seite über diese nicht ganz unbedeutende, auch nicht ungefährliche und jedenfalls ziemlich schwierige Aufgabe nichts berichtet wird.

„Der Kaiser," erzählt Pirckheimer, „rief mich zu sich und befahl mir, 200 Fußsoldaten an den Fuß des Mons Braius zu schicken und daselbst zu warten, bis er selber käme. Den Zweck des Auftrags gab er nicht bekannt. Ich gehorchte also und ließ einen Hauptmann (tribunus) die Fußsoldaten bis zu dem be-

---

[1]) In diesem Zusammenhang ist es aber doch interessant, daß, wie aus einem Schreiben des Nürnberger Rats an Pirckheimer vom 12. Juni hervorgeht (Nürnberger Briefbuch 45, Blatt 50), letzterer den Rat um eine Geldsendung nach Bozen ersucht hatte. So weit weg vom Kriegsschauplatz! Das war doch wohl die Folge der kaiserlichen Niederlage an der Calven. Nach Bozen konnte der Rat übrigens das Geld nicht schicken, er fertigte zwei Knechte mit 2000 fl. ab, die Pirckheimer schon benachrichtigen würden, wo er das Geld finden könnte.

zeichneten Orte führen, während ich selber mit meinem Reitergeschwader — daß dieses das Nürnbergische war, ist danach wohl klar — auf dem Fuße folgte."

Am 31. Mai, das erfahren wir aus dem Nürnberger Briefbuch, war Pirckheimer auf der Malser Heide. Ziemlich gleichzeitig muß an ihn der kaiserliche Befehl ergangen sein.

Für Mons Braius ist ohne Zweifel Braulius zu lesen, zu verstehen darunter ist aber sicher nicht der die Wormser Joch-Straße flankierende 2980 Meter hohe Monte Braulio, sondern das Wormser Joch selbst, das mit seinen 2512 Metern damals den einzigen Zugang vom Vintschgau ins Veltlin bildete. Der beiläufig noch höhere, nämlich 2760 Meter hohe Weg über das Stilfser Joch wurde damals noch nicht genommen.

Der Zugang zum Wormser Joch führte durch das untere Münstertal über Taufers und Kloster Münster nach Santa Maria und von da das Muranzatal hinauf zur Paßhöhe. So kam Pirckheimer durch eine Gegend, wo der Krieg ganz besonders und immer wiederholt getobt hatte. Die abscheuliche Art der Kriegführung jener Tage, die ja hauptsächlich aus dem technischen Unvermögen floß, sich auf andere Weise schädigen zu können, indem die Schutzwaffen, die Mauern der Städte und Burgen stärker waren als die zu ihrer Bezwingung verwendeten Angriffswaffen, brachte es mit sich, daß überall, wo ein Feind gewesen war, verbrannte und verlassene Dörfer, zerstampfte Fluren, abgehauene Obstbäume, verwüstete Weinberge usw. seinen Weg bezeichneten. War der Feind verschwunden und kehrten die geflüchteten Bauern wieder in ihr zerstörtes Anwesen zurück, so hatten sie natürlich nichts oder so gut wie nichts, womit sie ihr Leben fristen konnten. Als traurige Folge dieser barbarischen Methode hatte Pirckheimer nun ein Erlebnis, das auf ihn einen unauslöschlich tiefen Eindruck gemacht haben muß, und das, wie er es uns schildert, in seiner grausig-grotesken Größe fast an Dante erinnert. Er schreibt: „Auf diesem Wege kam ich durch ein großes, verbranntes Dorf, an dessen Ausgang mir zwei alte Frauen begegneten, die einen Zug von fast 40 kleinen Knaben und Mädchen

gleich einer Viehherde vor sich her trieben. Sie waren alle von der äußersten Magerkeit und im Gesicht fahl wie der Tod, so daß sie den sie Anblickenden ein Grausen erregten. Ich fragte die Weiber, wohin sie diese klägliche Schar führten. Diese waren ob der Anrede ganz erschreckt, gleichsam wie vom Donner getroffen und konnten vor Schmerz und Hunger kaum den Mund auftun. Endlich kam es heraus, das werde ich gleich sehen. Die Kinder waren gerade an einer Wiese angekommen. Hier ließen sie sich auf die Knie nieder und begannen wie das Vieh die Kräuter abzuweiden, nur dadurch sich von jenem unterscheidend, daß sie nicht mit dem Maul, sondern mit den Händen die Nahrung abrupften. Sie hatten sich auch schon daran gewöhnt, die bitteren und unbekömmlichen Kräuter von den schmackhaften zu unterscheiden. Vor allen anderen war es der Sauerampfer, nach dem sie suchten. Ob eines solchen Schauspiels stand ich starr und lange wie geistesabwesend. Da sagte die eine Alte zu mir: „Seht Ihr nun, wohin ich diese Unglückskinder geführt habe, denen es weit besser wäre, sie wären nie geboren? Das Schwert hat die Väter getötet, vom Hunger sind die Mütter gestorben, ihr Gut ward den Feinden zur Beute, ihre Häuser ein Raub der Flammen. Wir beiden elenden Alten sind übrig geblieben, diese unselige Schar auf die Weide zu treiben und, solange es geht, durch den Genuß von Kräutern zu erhalten. Doch hoffen wir, bald die Kinder und uns selbst von solchen Leiden erlöst zu sehen. Anfangs waren es noch einmal so viel, aber in kurzem wurden es ihrer immer weniger, da täglich der Hunger einige von ihnen dahinrafft.“ „Als ich dies gesehen und gehört hatte,“ setzt Pirckheimer hinzu, „konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten, während ich das elende Los der Menschen beklagte und die Kriegsfurie verwünschte.“

Ob nicht jetzt irgendwo im Weltkrieg, z. B. auf der Balkanhalbinsel oder im bolschewistischen Rußland, ähnliche Szenen vorgekommen sein mögen? Die Erzählung Pirckheimers ist übrigens für ihn charakteristisch. Man merkt in ihr deutlich das antike Vorbild sowie seine Vorliebe für das Anekdotenhafte. Freilich

wie anders würde ein moderner Kriegsteilnehmer erzählt haben! Hier wie auch sonst kein Wort von der Erhabenheit der Alpenwelt, inmitten welcher diese grausige Begebenheit vorfiel. Kein Wort auch davon, ob Pirckheimer und seine Leute von Mitleid gerührt, den Unglücklichen nun auch etwas von ihrem Brot, das sie freilich, wenn sie überhaupt welches hatten, schwer entbehren konnten, abgegeben haben. Es war eben noch ein weiter Weg, bis die Menschheit lernte, Empfindungen, die ihr doch auch damals nicht fremd gewesen sein können, in einem uns geläufigeren Sinne Ausdruck zu geben. Pirckheimer war übrigens schon stark auf dem Wege dazu.

Am Fuße des Wormser Jochs, wie wir annehmen müssen, angekommen, wartete man auf den Kaiser, der auch bald mit wenigen Reitern ankam. Erst jetzt erteilte er den Auftrag, den Paß — Pirckheimer schreibt, den Berg — zu überschreiten, um die Proviantkolonne in Bormio in Empfang zu nehmen. Als der Kaiser weg war, fingen die Soldaten zu murren an. Die Sache schien ihnen zu gefährlich, plötzlich könne der Feind da sein und sie seien verloren. Hätten sich doch auch schon andere Truppenteile geweigert, sich einer solchen Gefahr auszusetzen. Auch schützten sie vor, daß sie ihre Fahnen nicht bei sich hätten. Man hatte sie wohl im Lager gelassen. Pirckheimer spielte nun nach seiner Erzählung keine schlechte Rolle. Die Soldaten hatten schließlich erklärt, sie würden gehen, wenn er voranginge. „Sofort," heißt es, „stieg ich vom Pferde (das wohl zurückgelassen wurde), zog meine Ritterrüstung aus und nahm Waffen und Kleidung der Fußsoldaten. Dann ging ich voran und sagte, man möge mir folgen." Es waren noch vier Stunden bis zur Nacht, bis dahin, sagten die ortskundigen Führer, sei man auf dem Gipfel. Aber diese Hoffnung trog. Der Weg war durch den Schnee, der im Schmelzen war, sehr schlüpfrig und nur sehr schwer passierbar, so daß man erst um Mitternacht, höchst ermüdet und hungernd, auf der Paßhöhe anlangte, wo man in einem Schuppen, der freilich nicht für alle Unterkunft bot, ein wenig ausruhte. Pirckheimer und seine Franken waren das Berg-

steigen ja nicht gewöhnt. In der Morgendämmerung erreichte man die schon von Plinius erwähnten — Pirckheimer sagt dies übrigens nicht — heißen Quellen von Bad Bormio, natürlich des alten, das neue liegt eine Viertelstunde weiter abwärts. Hier scheint man sich länger aufgehalten zu haben. Wenigstens läßt sich sonst nicht begreifen, wie Pirckheimer für die nur drei Kilometer betragende Entfernung bis zur Stadt Bormio (Worms) noch bis zum Mittag gebraucht hätte, wenn anders letztere Angabe richtig ist.

In Bormio aber wartete auf die ganz ermatteten Krieger eine neue Enttäuschung. Die Proviantkolonne war nicht da. Statt dessen erfuhr man, daß sich in der Umgegend eine große Menge flüchtender Feinde gezeigt hätte. In Zweifel und Furcht verharrte man einen ganzen Tag in Bormio. Erst den Morgen darauf verließ man in größter Eile das schützende Städtchen, um den Rückweg zum Heere zu suchen. Kaum 50 Saumtiere, die man notdürftig mit Proviant beladen hatte, nahm man mit sich.

Wir erfahren zufällig aus Mailänder archivalischen Quellen, die Johannes Dierauer anführt in seiner Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft (II. Band, S. 352), daß eine Proviantkolonne, 100 Deutsche und 30 Trientiner Fußsoldaten stark, in der Nacht vom 2. und 3. Juni nach Bormio kam. Ohne Zweifel war dies die Pirckheimerische Schar. Daß er nur Deutsche und insbesondere nur Nürnberger Soldaten unter sich gehabt habe, sagt Pirckheimer ja nirgends. Dieselben Quellen erzählen uns dann auch, daß am 6. Juni, also zu spät, Proviant und Munition für das kaiserliche Heer von Mailand abgingen. Im ganzen sind also die Abweichungen der Pirckheimerischen Darstellung nicht gar zu bedeutend. Die von Pirckheimer angegebene auffallende Zeit des Eintreffens in Bormio mag sich aber dadurch korrigieren.

Das kaiserliche Heer wollte — das wußte Pirckheimer — ins Engadin einbrechen. Er war sicher auch darüber unterrichtet, daß es nicht den gewöhnlichen Weg durch das Münstertal genommen hatte. Vielmehr scheint es, wenn nicht gleichfalls über das Wormser Joch gestiegen, so doch auf irgendeinem Wege in

das obere Addatal, das Val di Fraele gezogen zu sein. Warum Pirckheimer nun nicht selber einfach die Adda hinaufmarschierte, wissen wir nicht, jedenfalls wählte er einen, wenn auch vielleicht an sich kürzeren, so doch viel beschwerlicheren Weg, indem er nämlich das Val di Dentro hinaufzog bis Isolaccia und von da über den heute Scale di Fraele genannten Felsenpaß ins Fraeletal marschierte. Auf der Paßhöhe mußte der Weg durch eine kleine Burg, Le Scale genannt, genommen werden, deren Reste noch heute in Gestalt zweier Türme zu sehen sind. Die Veste war mit einer mailändischen, also befreundeten Besatzung belegt. Der Paßweg war stellenweise so steil, daß Stufen (Leitern?) angebracht waren — daher der Name der Burg, wie Pirckheimer bemerkt — auf denen auch die Saumpferde mit unsäglicher Mühe hinaufbefördert werden mußten. Kurz nach Überwindung dieser Schwierigkeit vereinigte man sich glücklich mit dem kaiserlichen Heere, dem man freilich den ersehnten Proviant nicht bringen konnte, wenigstens nicht in dem Maße, wie es nötig gewesen wäre. Nur Wein gab es in Überfluß. Natürlich betranken sich die hungrigen Soldaten damit, und es kam zu Raufereien und Totschlägen.

Übrigens war der Kaiser nicht beim Heere. Diplomatische Geschäfte nötigten ihn, nach Meran zu reiten; den Streifzug gegen die Engadiner kommandierte der tüchtige Johann Truchseß von Waldburg, Graf von Sonnenberg.

Am nächsten Tage — das wäre also der 5. Juni gewesen — kam man in das Livignotal, wie Ulmann richtig erkannt haben dürfte. Pirckheimer nennt es ähnlich, ad vineas, zu den Weinbergen, und bezeichnet es als ein sehr liebliches. Dafür hatte das Kind des 15. Jahrhunderts Augen, die ihm für die Erhabenheit der Bergeswelt fehlten. Im Livignotal übernachtete man.

Der Weg sollte nun über den 2692 Meter hohen Casanapaß genommen werden, den die Feinde, die von unten wie winzige Vögelchen aussahen, in großer Zahl besetzt hielten. Die Bündner hatten ihre besten Siege bisher durch Umgehungen gewonnen, nun versuchten es die Kaiserlichen ihrerseits auf diese Weise.

Zur Linken wurden 1000 Mann, zur Rechten drei kaiserliche Ordinari-Fähnlein, wie Pirckheimer sie nennt, denen noch als viertes aus Achtung für die Veteranen das Nürnbergische Fähnlein zugeteilt wurde, zusammen 2000 Mann, auf Schleichwegen über die Berge geschickt. Pirckheimer befand sich bei seinem Fähnlein. Er beschreibt den Weg, den die Führer ihn führten, als kaum für wilde Tiere zugänglich und reich an Absturzgefahr. Auf den Höhen lag zu jener Jahreszeit noch überall Schnee, der im Schmelzen und daher doppelt schwierig zu passieren war.

Inzwischen rückte das Hauptheer langsam auf dem Paßwege vor. Die Bündner rollten gewaltige Steine und ganze Felsen auf die Kaiserlichen herab, die zum Glück für diese alle im tiefen Schnee stecken blieben. Außerdem wurde mit Büchsen und Armbrüsten beiderseits ohne Erfolg gekämpft. Erst als die kaiserlichen Fähnlein auf der rechten Seite die Höhe des den Paß überragenden Berges erreicht hatten — es war offenbar die Punta Casana, 3072 Meter hoch — und als von dort aus die Fahnenträger durch Schwenken der Fahnen den ihrigen im Tale das verabredete Zeichen gaben, ging das Hauptheer zum Angriff vor. Die Bündner konnten gegen die Feinde oben auf der Höhe nichts ausrichten, zumal inzwischen auch der linke Haufe der Kaiserlichen herangekommen war. Daher suchten sie ihr Heil in schleuniger Flucht, wobei sie, wie Pirckheimer behauptet, viele der ihrigen verloren. Die Kaiserlichen folgten ihnen auf dem Fuße.

Bei dieser Gelegenheit rutschte ein großes Schneefeld ab und nahm mehr als 400 Mann von den Kaiserlichen mit sich. Schon glaubte man sie verloren, da sie alle im Schnee begraben schienen. Bald aber kehrte sich der Schrecken in Lachen, da es, wie Pirckheimer erzählte, so komisch ausgesehen hätte, wie bald hier, bald dort einer aus dem Schnee auftauchte und sich herausarbeitete, bis endlich alle, soviel man sah, wieder da waren. Freilich hatten manche arge Kontusionen erlitten, und außerdem waren viele Spieße, Kopfbedeckungen, Schuhe usw. abhanden gekommen.

Bei Sonnenuntergang — es müßte also der 6. Juni gewesen sein — kamen die Kaiserlichen endlich ins Engadin. Pirckheimer nennt es ein liebliches, mit vielen Städten und Dörfern bebautes Tal, das der Inn wie ein Wildbach durchflösse. Die Kaiserlichen lagerten sich bei dem Flecken Scanfs, nachdem sie mit Mühe die Brücke, die dort über den Inn führt, die von den Feinden angezündet worden war, wieder hergestellt hatten. Die Bündner, da sie an Zahl zu schwach waren, befolgten die in ihrem Fall zweckmäßigste, wenn auch an und für sich bedauerliche Methode, ihr Land zur Wüste zu machen, auf daß sich ihre Gegner aus Mangel an Lebensbedürfnissen bald wieder davonmachten. So hatten sie Scanfs und Zuz verbrannt, so verbrannten sie weiter Samaden, Camogask (Campovasto), Pontresina und andere Orte, selbst solche, wo die Kaiserlichen gar nicht mehr hinkamen. Das ganze schöne Engadin leuchtete von Flammen, und überall stürzten mit Gekrach die Gebäude ein. Was half den Kaiserlichen ihre gute Marschordnung, die sie, wie Pirckheimer schreibt, beobachteten, was die Geschütze, die sie — obendrein nur vier an der Zahl — mit großer Mühe über die Saumpfade geschleppt hatten, wobei immer nur ein Rad den Boden berührte, das andere von etwas höher darüber gehenden Soldaten an Stricken gehalten wurde! Am Abend des 7. Juni kamen die Befehlshaber überein, daß es so nicht weiterginge. Die Soldaten hatten nichts mehr zu essen. Nur war man uneins darüber, ob man lieber über den Berninapaß ins Puschlav (Val di Poschiavo) und von da ins Veltlin oder auf dem nächsten Wege nach Tirol zurückkehren sollte. Man entschied sich für das letztere, da man den Italienern und dem Herzog von Mailand, der ja auch mit dem Proviant nicht Wort gehalten hatte, nicht so recht traute. Außerdem schien der doppelte Übergang, erst über den Bernina, dann wieder zurück über das Wormser Joch zu beschwerlich. Dieser Meinung war auch Pirckheimer. Am Morgen des 8. Juni wurde daher der Rückzug angetreten. Am Abend war man in Zernez, unbehelligt vom Feinde, der in dem Glauben, die Kaiserlichen wollten ins Addatal, den Berninapaß mit starker Macht besetzt hatte. Nur

die Brücke, richtiger vielleicht die Brücken, nämlich über den Inn und über den wilden Spölbach, bei Zernez, hätten die Bündner beinahe zerstört, Pirckheimer meint, wenn ihnen dies gelungen wäre, so hätte der Bau neuer Brücken so lange gedauert, daß inzwischen das ganze kaiserliche Heer an Hunger zugrunde gegangen wäre. Nach kurzer Nachtruhe wurde über den Ofenpaß zurückmarschiert. Pirckheimer nennt den Paß Bufalaura (Buffalora) und erklärt den Namen von dem heftigen Blasen der Winde. Buffare heißt italienisch aus vollen Backen blasen, aura bekanntlich die Luft. Ich erwähne dies hier nur, um zu zeigen, daß Pirckheimer überhaupt für die Etymologie eine gewisse Vorliebe hatte. Ob die Ableitung richtig ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Auch sei bemerkt, daß der Weg über den Ofenpaß zwar über die sumpfige Alpe Buffalora führt, daß aber unter dem so genannten Paß heute der Weg vom Münstertal ins nördliche Fraeletal verstanden wird.

Der Tag — es war nach meiner Berechnung der 9. Juni [1]) — war heiß, die Soldaten brüllten vor Hunger. Pirckheimer sah verschiedene, die den Verstand verloren hatten. Nun wiederholte sich das schreckliche Schauspiel, das im Anfange des Streifzugs die armen Kinder geboten hatten. Die Soldaten verschlangen Gras und Kräuter wie die Tiere. Ein Glück noch, daß es überall Wasser gab, um wenigstens den brennenden Durst zu löschen. Aber auch im Münstertal, jenseits des Passes, der, wie wir Pirckheimer eigentlich kaum glauben mögen, erst gegen Sonnenuntergang überschritten wurde — Bädeker rechnet von Zernez bis zur Paßhöhe nur 5½ Stunden — fand das erschöpfte Heer nichts zu essen. Der Kaiser hatte zwar den Befehl gegeben, von überallher Nahrungsmittel herbeizuschaffen, aber die Tiroler Statthalter waren damit säumig gewesen. Kein Wunder, daß

---

[1]) Die Daten stimmen auch mit der Auffassung von Theodor Lorentzen, Zwei Flugschriften aus der Zeit Maximilians I. (Gedicht wider die Schweizer und Reimchronik über den Schwabenkrieg von Haintz von Bechwinden), in: Neue Heidelberger Jahrbücher. Bd. 17. Heidelb., 1913, S. 149 und 203 f.

nun ein jeder suchte, auf eigene Faust zu etwas Eßbarem zu gelangen [1]). Die Folge war, daß das ganze Heer auseinanderlief.

Bei Pirckheimer waren am 10. Juni nur vier Reiter geblieben, mit denen er nach dem im Oberinntal unterhalb Finstermünz gelegenen Pfunds ritt, wo sich damals der Kaiser aufhielt. Unterwegs begegnete ihm ein Bauer, der ein ungeheuer großes Faß Wein auf seinem Karren führte. Die Soldaten fielen von allen Seiten wie die Wilden darüber her. Die einen bohrten mit ihren Spießen Löcher in das Faß, die anderen schossen sogar hinein, so daß der Wein überall auslief und nun mit den Helmen aufgefangen wurde. Einer suchte den anderen zurückzudrängen, darüber entstand Lärm und Streit und Totschlag, so daß etwa 50 Mann getötet und mehr als 100 verwundet wurden. Schlimm genug, auch wenn nur die Hälfte oder weniger als die Hälfte davon wahr gewesen wäre. Pirckheimer wandte sich mit Entsetzen von solch einem Schauspiel, seine Reiter blieben zurück und zechten mit den übrigen auf den Leichen der Erschlagenen weiter. Vor Hunger und Strapazen nur gerade noch nicht tot, wie er schreibt (inedia et labore tantum non enecatus), kam Pirckheimer endlich nach Pfunds. Aber auch hier war kaum noch etwas zu haben. Das Heer flutete weiter den Inn hinunter, ohne alle Ordnung und Zucht. Der Kaiser ritt ihm nach; aber als er in Landeck ankam, sah er sich völlig von seinen Truppen verlassen. So endete dieser vielleicht mit großen Hoffnungen, aber ganz leichtsinnig, weil ohne genügende Sorge für die Verpflegung unternommene Streifzug ins Engadin, der den Kaiser nicht durchs Schwert, sondern durch die Gewalt des Hungers fast ein ganzes Heer kostete.

Pirckheimers Bericht über dieses verfehlte Unternehmen ist zwar nicht der einzige, aber doch weitaus der ausführlichste, der auch, soviel ich sehe, ganz schön mit graubündischen und anderen

---

[1]) Über zügellose Plünderungen mailändischer Proviantkolonnen durch die Kaiserlichen wird auch schon am 8. Juni aus Bormio geklagt. Gagliardi, a. a. O. II S. 79*.

Quellen zusammenpaßt. Vielleicht kam der Kaiser erst nach Pirckheimers Rückkehr aus dem Engadin in Pfunds an, wenigstens soll er nach Ulmann am 13. Juni noch in Meran gewesen sein. Daß aber unsere Datierung der Ereignisse, die wir auf Grund von Pirckheimers Erzählung versucht haben, die richtige sein dürfte, geht daraus hervor, daß nicht nur in den Briefbüchern ein Schreiben Pirckheimers an den Rat vom 13. Juni aus Pfunds erwähnt wird, sondern daß wir von diesem Tage sogar ein Originalschreiben, das dritte und letzte aus diesem Kriege, von Pirckheimer besitzen. Offenbar hat er sich den 11. und 12. Juni erst ein wenig von den ungeheuren Strapazen erholt, vielleicht hatte er auch keinen Boten zur Verfügung. Ganz so schnell, wie der Rat es wünschte, hat er wohl nicht immer nach Hause geschrieben, wenigstens nimmt einmal ein Schreiben des Rats an den damals in Geschäften der Stadt am königlichen Hofe weilenden nürnbergischen Ratsschreiber Johann Wettmann vom 8. Juni Bezug darauf. Darin schreibt der Rat: „Und ob Du zum Birckheimer komen wirdest, so zaig im an, das wir etwas verwundern haben, das er vns der leuft halben so wenig schreibt, vnd vnser meynung sey, das er sölhs hinfuro nit vnderlaß“ (Briefbuch 45, Blatt 48). Ein Schreiben vom 1. Juli (a. a. O., Blatt 62 v) lautet aber wieder in einem Pirckheimer durchaus günstigen Sinne: „Wär aber etwan ungeverlich,“ heißt es darin, „rede beschechen, das wir der leuft zu jeder Zeit gern wollten bericht haben, so pist du doch ainichs unfleiß dorinnen mit nichten verdacht. Dann wir keinen zweifel setzen, was dir deßhalben zuthun möglich ist geweßt, das habest nicht underlassen.“ In dem Schreiben vom 13. Juni aus Pfunds scheint Pirckheimer über den Zug ins Engadin berichtet zu haben, der Rat antwortet ihm am 25. Juni, er habe daraus entnommen, wie sich Pirckheimer „in diesen kriegsleuften eins gehorsamen wesens der Ko. Mt. und erberlich und redlich“ habe gehalten. „Des haben wir besunder gut wolgefallen entpfangen,“ heißt es darin, „auch das du uns dieselben leuft also nach der leng hast angezeigt, zu guten von dir vermerkt.“ Wie schade, daß alle diese Berichte verloren gegangen sind. Hätte

es doch für die politische deutsche Geschichte jener Tage kaum etwas Besseres aufzuheben gegeben, als gerade die Briefe der mit auswärtigen Kommissionen betrauten Nürnberger.

Das uns erhaltene Schreiben Pirckheimers vom 13. Juni [1]) ist weniger wertvoll. Es ist an den ehrbaren Endres Wallenfelser, Söldner (darunter verstand man keineswegs immer nur einen gemeinen Soldaten) zu Windsheim und an Hans Gotzendorfer von Zeyl, Hauptmann zu Schweinfurt, „meine guten Freunde", gerichtet. Leider ist nicht gesagt, wo sich dieselben damals befanden. Der Brief bezieht sich aber auf die an Pirckheimer unterm 26. Mai vom Nürnberger Rat gemeldete Tatsache, daß die Stadt Schweinfurt 24 Mann zu Fuß schicken werde, die er ebenso wie die Windsheimer unter sein Kommando nehmen und denen er auch finanziell aushelfen solle. Auch 5 Mann von Weißenburg würden dabei sein. Jetzt wollten der Windsheimer und der Schweinfurter Hauptmann Geld, weil sie sonst ihre Knechte nicht weiter bringen könnten. Pirckheimer wollte dies Geld, „angesehen die leuf, so itz vorhanden sind", auf eigene Verantwortung nicht „über die Berge" schicken, wenn einer von ihnen es holen käme, so sollte es ihm recht sein. Danach scheint es also, als ob sich das mächtige kleinstädtische Aufgebot, das uns die ganze blühende Krähwinkelei des alten deutschen Reichsheeres zu Gemüte führt — heute will man dieses ja auch wieder so weit haben — erst auf dem Wege zum Kriegsschauplatz, etwa in Feldkirch oder Lindau, befand [2]).

Bald sollte auch Pirckheimer selbst wieder dahin abgehen. Die Eidgenossen hatten inzwischen beschlossen, den Bündnern zu Hilfe zu kommen und nun ihrerseits mit diesen vereint einen Einfall ins Tirolische zu machen. Der Kaiser wollte dem durch eine Diversion von Bregenz und vom Vorderrheintal aus begegnen und dirigierte daher alle verfügbaren Truppen dorthin. Auch

---

[1]) Handschrift der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden, C 107 f, nr. 15.

[2]) Wegen der Windsheimer Kriegshilfe s. Briefb. 45, 37ᵛ und öfters.

Pirckheimer wurde von den königlichen Räten gebeten — so schreibt er, nicht etwa befohlen — seinen Weg gleichfalls über den Arlberg dorthin zu nehmen. Mit Mühe und nicht ohne Gefahr vom Feinde überschritt er den damals sehr beschwerlichen Paß, schwierig namentlich für die Geschütze und die Wägen. Seine Mannschaft hatte sich inzwischen wieder insgesamt bei ihm eingefunden. So kam er nach Lindau, wo wenige Tage vorher der Kaiser eingetroffen war. Dies muß um den 26. Juni gewesen sein. Am 23. Juni war Pirckheimer, wie wir dies aus einem Ratsschreiben vom 1. Juli wissen, noch in Pfunds. Pirckheimer wird darin bedauert, wahrscheinlich, weil er in Pfunds und am Arlberg in einer ziemlich exponierten Lage war. „Wir tragen gros mittleiden mit dir," heißt es darin, „das du in so großer sorg und ungemach sollt wesen (sein); Got woll es zu pesserung richten."

Mehr aber als die „Sorgfältigkeyt und schwere der leuft" auf dem Kriegsschauplatz interessierten den Rat seine eigenen nachbarlichen Händel mit Kunz Schott, dem Burggrafen auf dem Rotenberg, der am 6. April 1499 bei Erlenstegen „unabgesagt seiner Ehren" dem Wilhelm Derrer, einem Patrizier und Ratsherrn, die rechte Hand abgehauen hatte, und mit dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und -Bayreuth, Friedrich dem Älteren und dessen Sohn Georg. Diese wollten es nicht dulden, daß die Nürnberger an den Straßenübergängen der Landwehr, einer Befestigung mit Wall und Graben im näheren Umkreise der Stadt, an Stelle der alten undauerhaften Blockhäuser fünf kleine Türme von 16 Fuß Höhe errichten ließen. Dadurch, behauptete der Markgraf, griffen sie in seine Rechte, denn dort hätte er das Landgericht und die Fraiß (die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod), und nur wer die Fraiß habe, habe auch das Befestigungsrecht. Obendrein hatte es Gezänk und Prügelei gegeben, da zwei angetrunkene markgräfliche Knechte die nürnbergischen Arbeiter, die sie an einem der Türme schaffen sahen, spöttisch gefragt hatten, „was sie alda für einen Sch...brunnen machten". Kunz Schott war auf Anbringen des Rats am 15. April in die Acht getan worden, hatte es aber durch seinen Einfluß

beim kaiserlichen Hofe erreicht, daß dieselbe — etwa Mitte Mai — suspendiert und außerdem auf St. Ulrichstag (4. Juli) ein „gütlicher Tag“ zwischen den beiden Parteien angesetzt wurde. Pirckheimer hatte nun außer seiner militärischen auch die diplomatische Mission, den Rat in diesen Dingen vor dem Kaiser nach Möglichkeit zu rechtfertigen. Nicht mit rechtem Erfolg freilich, denn seine Gegner waren zu mächtig und der Kaiser den Fürsten und Rittern gegenüber zu schwach. Doch war der Rat mit ihm zufrieden, er schrieb ihm am 1. Juli, daß er „ain gut wolgefallen und benugen“ an ihm habe, daß Pirckheimer sich auch „ains redlichen wesens, als einem erbern fromen man wol gezimpt, erzaigt habe“, was man ihm nicht vergessen wollte.

Die Sache wurde recht verschleppt, sowohl die mit Schott als mit dem Markgrafen, und es hatten schließlich andere Ratsfreunde, Anton Tetzel, Wolf Haller, dann der Ratskonsulent Dr. Letscher mehr in der Angelegenheit zu tun als Pirckheimer. In der Hauptsache handelte es sich darum, die Mitglieder der kaiserlichen Kommissionen, denen die Streitfragen zur Entscheidung übertragen wurden, für sich zu gewinnen, und dabei ging es damals meist nicht sehr redlich zu, denn diese Herren haben das Geld der Städter allezeit gern genommen. Geholfen hat es aber den Nürnbergern gerade in diesen beiden Fragen nicht viel. Die Stadt mußte schließlich um Ostern 1500 den Schott „aus Sorgen lassen“, d. h. sich mit ihm vertragen, die Türme aber sah sich der Rat genötigt, auf kaiserlichen Befehl — heimlich, in der Nacht vom 6. August 1500 — niederzulegen.

Fürsten und Ritter hatten eben trotz allem den stärkeren Anhang bei Hofe. So konnte es denn auch geschehen, daß die Gegner der Stadt Nürnberg mit Erfolg gehässige Ausstreuungen machten, als ob das Nürnberger Kontingent bei der allgemeinen Zerstreuung des kaiserlichen Heeres zuerst das Weite gesucht hätte. Pirckheimer glaubte das nicht verdient zu haben, und es gelang ihm auch, gegen diese Anschuldigungen in Gegenwart seiner Neider öffentlich vor dem Kaiser Einspruch erheben zu können. Niemand wagte, gegen ihn aufzutreten, der Kaiser hieß

ihn guten Muts sein, sprach ihn von aller Schuld frei und forderte ihn auf, nur weiterhin so tapfer zu bleiben.

Dies muß in Lindau gewesen sein, um die Wende des Juni zum Juli. Am 7. Juli war Maximilian in Überlingen, wo ein Reichstag zugleich mit einer Versammlung des Schwäbischen Bundes tagte. Hier beriet man lange, was tun? Die Hauptsache war, daß neue Truppen kamen, und auch Pirckheimer mußte deswegen, unterstützt durch ein königliches Mandat, nach Hause schreiben.

Er war offenbar in Überlingen dabei, sicher aber mit bei der Demonstration, die der Kaiser mit etwa 10000 Mann am 16. Juli von Konstanz aus unternahm. Maximilian stellte sein Heer auf ebenem Felde südlich der Stadt in Schlachtordnung auf, was nach Pirckheimer einen herrlichen Anblick gewährt hätte. Der Feind stand, etwa 6000 Mann stark, auf den Höhen von Schwaderloo, machte aber keine Miene, zum Kampfe herabzusteigen. So kehrten die Deutschen wieder nach Konstanz zurück, wo der Kaiser aus strategischen Rücksichten noch einige Tage blieb, weil ein großer Teil der Eidgenossen durch seine Gegenwart hier festgehalten wurde.

Die Erzählung eines einfachen Erlebnisses, das Pirckheimer in Konstanz hatte, deutet wieder darauf hin, daß er die Augen offen hatte und für Charakteristisch-Volkstümliches nicht ohne Verständnis war. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Die Eidgenossen hatten geradezu das Verbot erlassen, im Kampfe Gefangene zu machen, die Deutschen scheinen ebenso gehandelt zu haben, und es kam so weit, daß man sich bei Unterhandlungen nicht der Herolde zu bedienen wagte, sondern alte Frauen und Kinder dazu verwandte. So hatte auch in jenen Tagen ein junges Mädchen einen Brief von eidgenössischer Seite an den Kaiser zu überbringen. Wie es nun so dastand im Hofe, um auf Antwort zu warten, wurde es von einigen Leuten aus dem Gefolge des Kaisers gefragt, was denn die Schweizer in ihren Stellungen machten. „Seht ihr nicht," antwortete das Mädchen, „daß sie auf euren Angriff warten?" Wieviele ihrer wären, fragte

man weiter. „Genug, um eueren Angriff zurückzuschlagen," war die Antwort. Als man heftiger in sie drang, sagte die Kleine: „Ihr hättet sie ja zählen können, neulich in der Schlacht" — gemeint ist wohl die von Schwaderloo am 11. April — „wenn die Flucht euere Augen nicht geblendet hätte." Ob die Schweizer auch zu essen hätten, wurde sie weiter gefragt. Und jene darauf: „Wie sollten sie wohl leben können ohne Essen und Trinken?" Die Höflinge lachten, und einer, um sie zu erschrecken, legte die Hand ans Schwert und drohte ihr den Kopf abzuhauen. „Du bist ein schöner Held," versetzte das Mädchen, „wenn du solche Lust zum Schlagen hast, warum gehst du nicht auf die Schweizer los?" So wußte sie auf alles eine schlagfertige Antwort, so daß Pirckheimer, der das mit Vergnügen anhörte, nicht umhin konnte, die Keckheit und den Witz der jungen Schweizerin zu bewundern.

Ich kann diese Wechselreden natürlich nur in der Übersetzung aus dem Lateinischen wiedergeben, obgleich ich wohl weiß, daß sich das brave alemannische Mädel ganz anders ausgedrückt haben wird. Hier wenn irgendwo ist deutlich zu sehen, wie sehr der urwüchsige Ausdruck unter der Wahl des klassischen Idioms leidet.

Bald war der Kaiser mit einem Teil des Heeres wieder in Lindau. Sein Plan war, die Schweizer durch unvermutete Einfälle zu Wasser und zu Land zu ermüden und ihre Kräfte zu zerstreuen. Einen dieser Streifzüge zu Wasser machte auch Pirckheimer mit, nämlich die am 20. Juli unter dem Kommando des Grafen Eitelfritz von Zollern erfolgte Überrumpelung des Städtchens Rosach, wie Pirckheimer schreibt, des altbekannten schweizerischen Bodenseehafens Rorschach. Die Besatzung von etwa 200 Mann, die der Landung zu wehren suchte, wurde nach tapferem Kampfe fast völlig niedergemacht, die Stadt verbrannt — nach einem Zeugnis aus eidgenössischem Munde die empfindlichste schweizerische Niederlage im ganzen Kriege (Ulmann, S. 177). Daß übrigens Pirckheimer dabei selber ins Handgemenge gekommen, schreibt er nicht, wohl aber drohte ihm eine andere Gefahr. Nämlich als die Kaiserlichen wieder zurückfahren wollten,

entstand plötzlich das Gerücht, die Eidgenossen seien da. Alles stürzte sich in wilder Hast auf die Schiffe, diese wurden zum Teil überfüllt und sanken unter, die anderen fuhren die Schiffer schleunigst in den See hinaus, um nicht dasselbe Schicksal zu teilen. Viele schwammen nun den Schiffen nach, manche des Schwimmens Unkundige gingen unter und rissen wohl noch diejenigen mit, die ihnen helfen wollten. Selbst die Veteranen und andere besonnene Männer, die bei den Fähnlein und Hauptleuten am Ufer ausgeharrt hatten, waren zuletzt gezwungen, sich gleichfalls in die Fluten zu stürzen, da die Schiffer um keinen Preis ans Land zurückkehren wollten. Darunter befand sich auch Pirckheimer, dem übrigens seine Größe, deren er sich auch in seiner Autobiographie rühmt, zustatten kam, so daß er nur bis zum Kinn und den Schultern ins Wasser geriet. Die Sache scheint ohne größere Verluste abgegangen zu sein, immerhin war diese wirre Flucht nach eben erfochtenem Siege für die Kaiserlichen doch recht schimpflich.

In der Erzählung Pirckheimers über die nun folgenden interessanten Vorgänge finden sich arge chronologische Unstimmigkeiten. Ich gebe zuerst seinen Bericht aus dem „Schweizerkrieg“ wieder.

Danach wäre er von Rorschach glücklich wieder nach Lindau gelangt. Weiter berichtet er folgendes: „Als ich am nächsten Morgen in der Frühe zur Residenz des Kaisers kam, fand ich dessen Gemächer fest verschlossen. Die Höflinge und anwesenden Befehlshaber aber liefen hin und her, steckten die Köpfe zusammen und sprachen nur im Flüsterton miteinander. Ich merkte wohl, hier müsse etwas Unangenehmes passiert sein.“ In der Tat war, wie er uns erzählt, soeben die Unheilskunde von der schweren Niederlage eingetroffen, die der Graf Heinrich von Fürstenberg, dem der Kaiser den Oberbefehl auf dem westlichen Kriegsschauplatz anvertraut hatte, mit einem zum Teil auserwählten, bis 16000 Mann starken Heer bei Dorneck oder Dornach an der Birs — Dorneck heißt die Burg, Dornach das darunterliegende Dorf — unweit Basel erlitten hatte. Pirckheimer be-

schreibt diese wichtige Schlacht, die größte in dem ganzen Feldzug, ziemlich genau. Sie ging in der Hauptsache durch die unglaubliche Sorglosigkeit des kaiserlichen Feldherrn, der selber dabei fiel und so seine Schuld wenigstens durch einen ehrlichen Soldatentod gesühnt hat, verloren. Pirckheimer meint überhaupt, daß, wenn man es recht betrachte, alle Niederlagen auf deutscher Seite durch leichtfertige Verwegenheit, Disziplinlosigkeit und törichte Geringschätzung der Feinde verschuldet worden seien, ein Urteil, das insofern der Einschränkung bedarf, als dieser Übermut oft ins Gegenteil umschlug und so wiederholt eine plötzlich eingerissene Panik die Heere der Deutschen zum Fliehen brachte. Daß insbesondere die Disziplin auf Seiten des Feindes, wenn auch nach unsern Begriffen noch keineswegs einwandfrei, so doch die weitaus überlegene war, daß die Schweizer dieser militärischen Tugend vor allem ihre stetigen Siege verdankten, dürfte nicht zu leugnen sein. Pirckheimer erzählt uns da eine sehr nette Geschichte, für die er der einzige Gewährsmann ist, die ich daher hier wiedergeben will [1]). Als einmal eine schweizerische Heeresabteilung im Frühjahr noch vor der Schneeschmelze den an manchen Stellen für Fußgänger passierbaren Rhein durchschritt — es dürfte etwa im Bereich des heutigen Fürstentums Liechtenstein gewesen sein — da erscholl plötzlich ein Gerede, die Feinde wären da. Die Hauptleute ließen also halten und suchten sich durch ausgesandte Patrouillen zu überzeugen, was an dem Gerede Wahres sei. Inzwischen blieben die Schweizer, jeder an dem Platze, wo er gerade stand, so daß diejenigen, die gerade beim Passieren des Flusses waren, in dem grausam kalten Wasser, das manchem bis zum Halse ging, verharren mußten, nicht ohne Gefährdung durch herunterschwimmende Eisschollen, die man mit Spießen in die Lücken zwischen den einzelnen Gliedern zu lenken suchte. Das dauerte zwei Stunden lang! Da erst gaben die Befehlshaber das Zeichen zum Weitermarschieren. Es wäre ihnen schimpflich erschienen, ohne Not vor dem Feinde zurück-

[1]) Rück S. 77 f.

zugehen, leichtsinnig aber, ohne diesen ausgekundschaftet zu haben, in der Bewegung zu bleiben.

Die Verantwortung für diese Geschichte, die in allen schweizerischen Schullesebüchern zu finden sein soll, müssen wir Pirckheimer überlassen. Daß sie, was die im Flusse verbrachte Zeit anbetrifft, übertrieben ist, möchte man wohl glauben, denn zwei Stunden bis zum Kinn in eiskaltem Wasser zu stehen, dürften doch wohl nur die wenigsten ausgehalten haben.

Doch kehren wir zu unserer fortlaufenden Geschichte zurück. Durch den Sieg bei Dornach stand den Eidgenossen der Weg in den Sundgau und zum Schwarzwald offen. Die Niederlage hätte also für die Kaiserlichen von den schlimmsten Folgen sein können. Ein Glück für sie, daß der Sieg vom Feinde nicht gehörig ausgenützt wurde.

Max ließ sich, wie Pirckheimer weiter erzählt, den ganzen Tag nicht sehen. Am Abend aber hatte er sich wieder gefaßt. Er speiste, anscheinend ganz heiter, vor aller Augen. Dann, als die Nacht herabsank, sah er zum Fenster hinaus und sprach zu den Umstehenden, unter denen auch Pirckheimer gewesen zu sein scheint, lange über die Natur und die Bedeutung der Sterne. Am folgenden Tage fuhr er nach Konstanz, Pirckheimer mit ihm in demselben Schiffe. Letzterer erzählt in seinem „Schweizerkrieg", daß der Kaiser sich am Spiel (wohl Schachspiel), an Späßen und mit der Unterhaltung vergnügt habe und daß an ihm nicht das geringste Zeichen von Niedergeschlagenheit zu sehen gewesen sei. Pirckheimer bewundert ihn darum, es war aber wohl mehr Leichtsinn als Selbstbeherrschung.

Merkwürdig, daß Pirckheimer nicht auch eines Erlebnisses gedenkt, das er mit Maximilian persönlich hatte, und das uns Philipp Melanchthon erzählt in der von ihm herausgegebenen und vermehrten Chronik des Johannes Carion. Ich zitiere nach der meines Wissens ältesten Ausgabe, Wittenberg, Georg Rhaw, ohne Jahr. Die Vorrede ist von Carion selbst aus Berlin 1531. Die folgende Erzählung ist aber sicher von Melanchthon, der mit

Pirckheimer wiederholt zusammengekommen ist, während Beziehungen des letzteren zu Carion mir nicht bekannt geworden sind. Melanchthon schreibt nun daselbst (Bl. 165) [1]: „Pirkamer zu Nörinberg hat mir gesagt, das Maximilianus selb habe seine Res gestas etlicher jar gefasset vnd sagt, Er sey einest mit jhm von Linda gen Constantz gefaren. Da nu der Keisar ein wenig ruge hatt jm schiff, habe er ein schreiber gefoddert vnd jhm latinisch dictirt res gestas eins jars mit mancherley anschlegen vnd vmbstenden. Als aber Pirkamer meinet, der keisar hette etwas heimlichs zu schreiben, wolt er weichen, da hat jhn der keisar heissen bleiben vñ zuhören. Abents hatt ers jhm lassen lesen vnd hette Pirkamer gefraget, wie jhm das reuter latin (in den lateinischen Ausgaben: militaris latinitas oder auch equestre Latinum) gefiel, vnd gesagt, Er wolts gern fassen, das gelarte leut, so etwa diese hendel beschreiben wolten, durch diese seine verzeichnus grund dauon haben möchten. Es sagt auch Pirkamer, es were ja so rein gemacht gewesen als keines Deudschen Historici scripta bis anher gewesen sind. Er habe auch nach diesem verzeichnus gestanden (nachgeforscht) nach Maximiliani tod, habs aber nicht vberkomen können.“ Soweit Melanchthon. Zur Sache ist zunächst zu bemerken, daß Pirckheimer sich hier wie ein echter Höfling benommen hat. Das Latein des Kaisers ist von diesem selbst viel richtiger eingeschätzt worden, es ist nämlich in der Tat ganz unglaublich barbarisch. Diese Memoiren sind nämlich erhalten, im Original, wenigstens bruchstückweise, zum Teil in späteren Abschriften im ehem. k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. Allerdings haben sie lange für verloren gegolten. Veröffentlicht sind sie von Alwin Schultz im Anhang zu dem von ihm herausgegebenen, bekanntlich eine poetisch zugestutzte Biographie des Kaisers enthaltenden Weißkunig (Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des Allerhöchsten d. i. österreichischen Kaiserhauses, VI. Bd., 2. Hälfte, Wien 1888, S. 421 ff.). Die Frag-

---

[1]) Die Interpunktion und offenbare Druckfehler habe ich verbessert.

mente reichen bis zur Schlacht an der Calven (22. Mai 1499), also ganz nahe an die damals jüngste Vergangenheit [1]).

In dem Originaldiktat des Kaisers hat nun der Schreiber am Rande bemerkt, gelegentlich der Beschreibung der Ereignisse vom Ende der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts: „Ditz hat geschrieben Konig Maximilian an sand Marie Magdalenentag, als wir gein Lindaw furen auf dem Podensee" (a. a. O. S. 443). Der genannte Tag ist der 22. Juli. Außerdem fand nach der Bemerkung des Schreibers die Fahrt in umgekehrter Richtung statt, als Pirckheimer und nach ihm Melanchthon erzählen. Aber vielleicht könnte sich der letztere geirrt haben.

Wir haben Grund anzunehmen, daß sich auch schon Pirckheimer getäuscht hat. Er macht hier eine chronologische Konfusion. Es ist nicht möglich, daß am Tage nach der Überrumpelung von Rorschach die Kunde von der Schlacht bei Dornach in Lindau war. Denn jener Streifzug fand am 20. Juli, die Schlacht bei Dornach aber am 22. Juli statt. Da nun die Schilderung der gedrückten Stimmung am Hofe, wie Pirckheimer sie gibt, sicher auf Autopsie beruht, so muß sich der Vorgang mit den verschlossenen Türen auf ein späteres Datum, wahrscheinlich auf den 24. Juli beziehen, an welchem Tage die Nachricht von der Schlacht sicher schon am frühen Morgen am Bodensee gewesen sein kann.

Klarheit, obzwar nicht völlige, in die Sache bringen die Nürnberger Briefbücher. Danach war Pirckheimer am 22. Juli in Konstanz. Er legte an diesem Tage dem Schreiben, das die nürnbergischen Gesandten Anton Tetzel und Wolf Haller nach Hause schickten, einen Bericht bei, der wahrscheinlich die Schilderung des glücklichen Überfalls von Rorschach enthielt. Der

---

[1]) Schultz, a. a. O. S. IX scheint zu glauben, die Erzählung Melanchthons begegne erst in der Cronica Carionis aucta, Parisiis 1563 (p. 562 ff.). Sie kommt, wie gesagt, schon in der ersten Ausgabe vor, fehlt allerdings dann in verschiedenen späteren. Der von Schultz übersetzte lateinische Text der Pariser und so wohl auch aller anderen lateinischen Ausgaben stimmt übrigens ganz mit dem zitierten deutschen Text überein.

Rat schrieb ihm darauf, daß er seine „neue Zeitung zu Gefallen vernommen habe". Pirckheimer dürfte also wohl von Rorschach zunächst nicht nach Lindau, sondern nach Konstanz gefahren sein. Wahrscheinlich fuhr er noch an demselben 22. Juli mit dem Kaiser nach Lindau, wobei er auf dem Schiffe Gelegenheit hatte, dem Memoirendiktat beizuwohnen. Am 25. Juli schreibt er schon wieder aus Lindau, wahrscheinlich von der Niederlage bei Dornach. Der Rat antwortete, er hätte sein Schreiben „der geschicht nit mit klainem mitleyden", seinethalben aber zu Gefallen vernommen. Von Lindau schrieb auch Maximilian am 27. Juli einen Kondolenzbrief an den Bruder des gefallenen Heinrich von Fürstenberg. Am 28. Juli war der Kaiser wieder in Konstanz (Stälin, Aufenthaltsorte Kaiser Maximilians I. in Forschungen zur deutschen Gesch. I, 360). Am 29. Juli muß auch Pirckheimer wieder aus Konstanz geschrieben haben. Zwischen dem 27. und 29. Juli also kann Pirckheimer sehr wohl wieder mit dem Kaiser nach Konstanz zurückgefahren sein und ihn dabei in seinem heiteren Tun beobachtet haben. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Maximilian auf dieser letzten Fahrt wieder an seinen Memoiren diktiert habe, da der Schreiber die Arbeit daran auf dem Schiffe am 22. Juli doch offenbar als etwas Besonderes bemerkt hat.

Für die Sache kommt ja wenig auf diese Datierungen an. Sie sind für uns nur für die Beurteilung der Zuverlässigkeit Pirckheimers von Interesse. Diese ist hier recht gering. Man darf also wohl annehmen, daß seine Erzählung dieser Vorgänge erst aus einer sehr viel späteren Zeit datiert und daß er dafür wohl kaum Aufzeichnungen benützt haben wird.

Durch die immerwährenden Niederlagen auf kaiserlicher Seite machte sich bei den Reichsständen und beim Schwäbischen Bund ein immer stärker werdendes Friedensbedürfnis geltend. Es ist, als wenn man das Geld in den See werfe, äußerte sich der Eßlinger Gesandte Hans Ungelter, der auch an der unsicheren, jeden Augenblick wechselnden Haltung des Königs eine scharfe Kritik übte. Und wie an Geld, so fehlte es immer an Soldaten. Deshalb war bereits vor der Niederlage bei Dornach ein kaiserliches Mandat

nach Nürnberg gelangt, das eine weitere kriegerische Hilfe forderte [1]). Der Rat schickte deshalb am 27. Juli, wie er in einem Schreiben an Pirckheimer mitteilt [2]), diesem 300 Knechte unter Jobst Ruprecht und Benedikt Reysenwirde (oder Reysenwerd). Letzterer brachte „in einem Blei", d. h. wohl unter einer Bleiplombe 4000 Gulden mit, die Knechte zu besolden. Den Nürnbergern schlossen sich wieder die Windsheimer an, 10 Knechte. Pirckheimer sollte die geringe Zahl beim Kaiser entschuldigen.

Pirckheimer scheint sich diese ganze Zeit viel in der Nähe des Kaisers, zuerst in Konstanz, dann im Hegau und im Schwarzwaldgebiet aufgehalten zu haben. Näheres hören wir aber erst, als der Kaiser ihm befahl, ihn nach Freiburg zu begleiten, und zwar allein, ohne die nürnbergische Mannschaft. In Freiburg, oder wo es sonst war, hatte Pirckheimer wieder die unangenehme Aufgabe, die Nürnberger gegen die Vorwürfe zu verteidigen, die ihnen von ihren alten Gegnern gemacht wurden. Diesmal handelte es sich um ein Rencontre mit den Schaffhäusern, die in der Nähe ihrer Stadt ins offene Feld gerückt waren, aber vergebens warteten, daß sie von der kaiserlichen Reiterei — die, wie Pirckheimer behauptet, hier hauptsächlich aus fränkischen Rittern bestand — angegriffen würden. Die Ritter machten nun dem Fußvolk, insbesondere den dabei befindlichen Nürnbergern, den schweren Vorwurf, sie wegen heimlicher Sympathien mit dem Feinde nicht hinreichend unterstützt zu haben. Damals kam die Sache nicht zum Austrag, der Kaiser versprach, eine Untersuchung anstellen zu wollen. Sein Lächeln dabei deutete aber Pirckheimer an, daß er es im Herzen mit den Nürnbergern halte.

Bald sollte dies deutlicher offenbar werden. Inzwischen war nämlich die neue nürnbergische Mannschaft herangekommen, und Pirckheimer stellte sie, vereinigt mit der alten, in der Nähe von Freiburg in Karreeformation in Parade auf. Es waren nach

---

[1]) S. Briefbuch 45, Bl. 73ᵛ.

[2]) ebd. Bl. 85ᵛ.

seiner Aussage, die sich auch in seiner Autobiographie findet, 800 Mann zu Fuß, darunter 200 Büchsenschützen, dazu kamen noch die Reisigen und 10 Geschütze. In den Zahlen übertreibt Pirckheimer aber offenbar wieder. Nürnberger können es höchstens etwa 500 bis 550 Fußsoldaten gewesen sein. Der Kaiser war sehr zufrieden. Er freute sich an der trefflich ausgerüsteten, wie schon früher ganz in Rot gekleideten Mannschaft, namentlich aber interessierte ihn das Geschütz. Pirckheimer kannte Maximilians Schwäche dafür, er lud ihn also zu einem Wettkampf ein, wobei der Kaiser selbstverständlich alle anderen Geschützmeister im Zielen übertraf, was ihn nicht wenig zu freuen schien. Diese günstige Gelegenheit benützte der nürnbergische Hauptmann — den Namen nennt Pirckheimer nicht, es wird aber wohl, wenn er es nicht gar selber war, Hans von Weichsdorf gewesen sein — um in einer schneidigen Rede die Nürnberger wegen des ihnen neuerdings angetanen Schimpfes zu verteidigen. Von den Verleumdern rührte sich niemand. Der Kaiser war sehr gnädig, ja er beschenkte sogar die beiden Nürnberger Hauptleute, Hans von Weichsdorf — hier wird der Name ausdrücklich genannt — und Pirckheimer selbst, mit kostbaren Schabracken.

Fast hätte der Autor unseres „Schweizerkriegs" nun noch eine neue Kriegsepisode erlebt, nämlich eine Belagerung. Auf Befehl des Kaisers sollte das Nürnberger Kontingent die Stadt Laufenburg, eine der vier Waldstädte besetzen. Pirckheimer marschierte dorthin, an Basel vorbei und über Rheinfelden. In Laufenburg gab es reiche Vorräte, so daß sich die Soldaten endlich einmal etwas gütlich tun konnten. Von Tag zu Tag wartete man auf eine Einschließung der Stadt durch die Eidgenossen, die dafür französisches Geschütz, das inzwischen im Solothurnischen eingetroffen war, zu verwenden gedachten. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Niemand war froher darüber als der Nürnberger Rat, der fürchtete, daß Pirckheimer und die übrigen Hauptleute bei einer Belagerung nicht wohl bestehen würden. In einem Schreiben an den Schatzmeister Balthasar Wolf vom 16. September bat er daher diesen, sich beim Kaiser für die Ab-

kommandierung anderer „treffenlicher“ Hauptleute zu verwenden [1]).

Von Laufenburg aus machte Pirckheimer einen Streifzug in den Klettgau, um die Bauern dort zu züchtigen, die gegen ihre Herren aufgestanden waren. Es kam dabei zu einem sehr unangenehmen Auftritt zwischen einem „Schwarzwaldvogt“, wie Pirckheimer ihn nennt, und den Soldaten, die sich von jenem um ihren Anteil an dem den Bauern abgenötigten Lösegeld betrogen sahen. Nur mit Mühe konnte Pirckheimer durch die Dazwischenkunft seiner Reisigen den habsüchtigen Mann vor der Wut des gemeinen Soldaten schützen.

Indes ertönten doch jetzt schon überall Friedensschalmeien. Auch die Schweizer waren kriegsmüde, sie hatten Mangel an Korn und namentlich an Salz, das sie aus Deutschland zu beziehen pflegten. Das französische Salz, weil es Meersalz war, erzählt Pirckheimer, wollte das eidgenössische Vieh nicht nehmen. Bereits im Juli hatten Unterhandlungen begonnen, die namentlich durch den Herzog von Mailand, Ludovico Moro, gefördert wurden [2]). Auch als dieser, im August durch den französischen

---

[1]) In dem Schreiben heißt es (Briefbuch 45, 125): „Nun wollen wir euch nicht verhalten, das vns heut dato von vnserm ratsfreund Wilbalden Birckhaimer ain schrift, das datum stet Lauffenberg am tag natiuitatis Marie (8. Sept.) ... ist geantwurt, darinnen er vns vnder anderm hat angezaigt, das sich die Schweitzer mercklich stercken ain meil wegs von Lauffenberg, in mainung sich fur der vier stet aine ze schlahen, wiewol ers darfür helt, das sy sich für Lauffenberg schlahen werden, dann sy dieselben stat dieselben nacht beschlichen vnd besichtiget haben. Vnd wiewol ime nw herr Melchior von Maßmünster ritter (kaiserlicher Hauptmann, vgl. Ulmann a. a. O. I, 478 und öfters) geschriben hab, der hauptmanschaft zu vndernemen vnd das peste zuthun, so sey doch sunst nyemand von hauptleuten daselbst vnd vil mangels an allerlay. Nun mögt ir versteen auß allerlay vrsachen, das den vnsern schwär were, sich der hauptmanschaft zu vndernemen, wo inen aber treffenlich hauptleut zugegeben vnd sy in der stat mit notdurft versehen wurden, also das sy den veinden vorsteen möchten, zweiueln wir nicht, sy werden thun als frommen leuten zustet.“

[2]) Vgl. besonders Gagliardi II, 100* ff.

König Ludwig XII. aus seinem Lande vertrieben, in Innsbruck Schutz suchte, fuhr sein Abgesandter fort, nicht ohne klingende Münze zwischen den Schweizern und dem Kaiser zu vermitteln, einmal um das kaiserliche Heer für die Zwecke seines Herrn freizubekommen, dann auch, um vielleicht unter den Schweizern selbst Werbungen veranstalten zu können. Zuerst in Schaffhausen vom 4. bis 6. August, dann in Basel fanden die Unterhandlungen statt. Die Folge war, daß beide Parteien mit ihrer Kriegsrüstung lässiger wurden, und daß insbesondere auf deutscher Seite sich das Kriegsvolk zu verlaufen anfing [1]). Frühe schon, nämlich anfangs August, hatte auch der Nürnberger Rat bei Pirckheimer angefragt, ob er nicht mit den Reisigen zurückreiten könne. Er fürchtete nämlich für die eigene Stadt, wegen des Konflikts mit dem Markgrafen, der bereits Ende Juni heimgekehrt war, um seine Abrechnung — aus der dann doch nichts Rechtes wurde — mit der unbequemen nachbarlichen Reichsstadt zu halten. Am 7. September schreibt der Rat, Pirckheimer solle die Knechte so allmählich, in kleinen Trupps von etwa zehn oder noch weniger Leuten, abziehen lassen, doch daß es nicht auffalle. Dasselbe Ansinnen wird am 14. September wiederholt. Die gefürchtete Belagerung von Laufenburg gebot diesem eigentümlichen Gebaren, das Nürnberg freilich damals mit den meisten anderen Reichsständen teilte, wohl etwas Stillstand. Der König war zwar bereit, Pirckheimer und Weichsdorf ziehen zu lassen, aber kein „Volk". Der Rat wandte sich deshalb wieder an seinen Mitbürger, den Schatzmeister Balthasar Wolf von Wolfsthal [2]). Er bittet diesen, sich für die Entlassung des ganzen Trupps oder doch des größten Teils desselben verwenden zu wollen. Da nach den Nachrichten, die der Rat erhalten habe (wohl von Pirck-

---

[1]) Wenn ein Kontingent sechs Wochen gedient hatte, wollte es in der Regel wieder heim, schreibt Ulmann, Maximilian I., I. Bd. S. 716. Das Heimweh der Truppen spielte auch bei den Schweizern mit, doch lief der Eidgenosse nicht, wie der deutsche Söldling, heim, ehe er ersetzt war. Ebd. Anm. 2.

[2]) Schreiben vom 13. September, Briefbuch 45, 120ᵛ f.

heimer) der König in nächster Zeit nicht zum Heere kommen werde, werde doch nichts Fruchtbares geschehen. Für den Rat aber wären die Truppen eine Garantie des Friedens. Bei späteren Gelegenheiten könnte er dem König um so mehr leisten. Ginge es garnicht anders, so bäte er um die beiden Hauptleute, Pirckheimer und den Weichsdorfer [1]), er wolle dafür einen anderen zum Ersatz schicken — sein „gereisiges Zeug" (seine Reiter), die Wagen und 20 Knechte. Der Rat wolle aber gehorsam bleiben und seine Leute nicht wie die anderen ohne Erlaubnis abberufen. In demselben Sinne schreibt er auch sehr loyal an die fränkischen Kleinstädte Windsheim und Weißenburg am 16. September (ebd. 125.v f.), von denen jenes durch Vermittlung der Nürnberger die Hälfte, dieses alle seine Knechte abgefordert hatte. Er drückt auf Grund eines Schreibens von Pirckheimer seine Besorgnis aus, daß vielleicht die abverlangten Knechte zusammen mit den nürnbergischen gerade zur Zeit einer Belagerung ausgesetzt seien. Auch solle ein Mandat um neue Hilfe unterwegs sein. Aber am 19. September ist es entschieden. Das Zeislein — so heißt der Schatzmeister in der Geheimschrift des Rats — hatte sein Bestes getan. Das geht aus dem Schreiben hervor, das der Rat an diesem Tage an Pirckheimer abgehen ließ [2]). Danach hatte der König Pirckheimer „anhaims zu ziehen" gnädigst die Gunst erwiesen. Der Inhalt des Briefes zeigt, wie auch hier der Nürnberger Rat um die kleinsten Angelegenheiten sich kümmerte, zwar seinen eigenen Vorteil wohl im Auge behielt, dabei aber sich bemühte, durchaus loyal sich zu halten.

---

[1]) In dem Ratsschreiben vom 7. September (Briefbuch 45, 116) gleichfalls an Balthasar Wolf wird außer diesen beiden auch noch Peter Weißweber angefordert. Derselbe wird auch in dem gleich zu nennenden Ratsschreiben vom 19. September (ebd. 130) genannt. Vielleicht war er mit dem zweiten Trupp Nürnberger ins Feld gekommen. Von Hans von Weichsdorf ist in diesem letzteren Schreiben nicht mehr die Rede.

[2]) Es wurde (aus dem Briefbuch 45, 130) durch Hans Freiherrn von und zu Aufseß, ohne Kommentar, 1872, in „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees", Heft III, S. 136 u. 137, herausgegeben.

Das Schreiben des Rats traf Pirckheimer nicht mehr in Laufenburg. Schon vorher war er, offenbar auf die kaiserliche Erlaubnis hin, mit einigen Reitern nach Basel geritten. Zwei Tage danach, am 22. September, wurde der Friede geschlossen. Er ließ die Dinge im wesentlichen beim alten. Die Unabhängigkeit der Schweiz vom römischen Reiche wurde zwar nicht formell ausgesprochen — dies geschah bekanntlich erst im Westfälischen Frieden — aber doch faktisch bestätigt, insofern alle am Reichskammergericht gegen sie anhängigen Prozesse aufgehoben sein sollten. Von irgendeiner Verpflichtung der Eidgenossen gegen das Reich war mit keinem Wort die Rede.

Am 23. September [1]) hatte Pirckheimer in Basel noch ein Erlebnis, das ihm leicht gefährlicher hätte werden können als irgendein Moment im verflossenen Feldzug, wo wir ihn ja kaum in eigentliche Lebensgefahr, geschweige denn in ein richtiges Handgemenge haben kommen sehen. An besagtem Tage hatten sich die Abgesandten beider Parteien zum Münster begeben, um Dankgebete für den Frieden zu verrichten. Da sah man in der Umgegend überall Rauch und Flammen aufsteigen. Kein Zweifel, die Kaiserlichen verheerten das Land. Die Basler Bürgerschaft, die ja doch während des ganzen Krieges neutral geblieben war, eilte zu den Waffen. Vielerorten erscholl der Ruf, das müsse man an den Kaiserlichen rächen, diese müßten alle erschlagen werden. Pirckheimer und die deutschen Gesandten waren deshalb in nicht geringer Furcht für ihr Leben, bis der Rat der Stadt den Tumult niederlegte. Die Mordbrenner waren Reisige von der kaiserlichen Besatzung in Rheinfelden gewesen, die offenbar den Abschluß des Friedens noch nicht erfahren und das Basler wohl für feindliches Gebiet angesehen hatten.

Am nächsten Tage kehrte Pirckheimer wieder nach Laufenburg zurück. Mit ihm ritt der mailändische Gesandte, Galeazzo Visconti, mit dem Pirckheimer früher, während seines Studienaufenthaltes in Italien (1490—1495), Freundschaft geschlossen

---

[1]) Nach Gagliardi II, 245* wäre es der 22. September gewesen.

hatte. Jetzt führte er dem Freunde seine Truppen in Parade vor. Galeazzo ersuchte Pirckheimer, mit seiner Mannschaft in die Dienste seines Herrn zu treten. Pirckheimer lehnte das ab, hatte doch schon vorher einmal, am 4. September, der Rat geschrieben, daß die Knechte ja nicht für Mailand angeworben werden dürften, er brauche sie weit dringender zu Hause.

Wohl aber gab Pirckheimer dem Italiener den freundschaftlichen Rat, den Schweizern ja nicht zu viel zu trauen. Galeazzo soll sich dieses freilich vergeblichen Rates auch wiederholt erinnert haben, nachdem bekanntlich im April 1500 die im Dienst des Herzogs Ludovico Moro befindlichen Schweizer ihren Herrn verraten hatten. Überhaupt, meint Pirckheimer, wäre es nach diesem Kriege mit den Eidgenossen bergab gegangen. Und in der Tat den Nimbus ihrer Unbesiegbarkeit büßten sie ein bei Marignano und bei Pavia.

Pirckheimer führte seine Truppen nach Freiburg, wo er sie entlohnte und entließ. Nur die „redlichen und pesten" Knechte und die Reisigen behielt er auf Anordnung des Rates bei sich und kehrte mit ihnen nach Hause. Mit ihm sollte der zu seiner Ablösung später nachgekommene Wolf Pömer heimziehen [1]). In Nürnberg legte Pirckheimer Rechenschaft ab über alles. Der Rat war sehr zufrieden und beschenkte ihn mit einer „herrlichen" goldenen Schale. Auch vom Kaiser kam bald darauf ein Schreiben, worin er den Nürnbergern dankte und Pirckheimers namentlich mit Ehren gedachte. Später nahm er ihn auch in die Zahl der kaiserlichen Räte auf [2]), eine Auszeichnung, die, wie wir schon wissen (vgl. S. 136*), von Karl V. 1526 erneuert wurde.

So war der Krieg zu Ende, auf den die Nürnberger immerhin mit einer gewissen Genugtuung zurückblicken konnten. Hatte sich doch ihre Mannschaft im ganzen brav gehalten. Freilich war

---

[1]) Ratsschreiben vom 28. Sept., Briefbuch 45, 138 v.

[2]) Zum ersten Male finde ich ihn so genannt in einem Schreiben des Kaisers an Pirckheimer vom 20. August 1514, Original in der Stadtbibliothek in Nürnberg. Vgl. Opera Pirckheimeri ed. Goldast p. 93.

der Stadt alles zusammengerechnet (nach dem Jahresregister zu den Stadtrechnungen) eine Ausgabe von 17385 Gulden erwachsen, eine für jene Zeit nicht ganz geringe Summe.

Aber auch für Pirckheimer dürfte die Erinnerung an seinen einzigen Feldzug keine unangenehme gewesen sein. Wir stellen es uns vor, daß er gern wieder in höheren Jahren in der trauten Stille seines Studierzimmers die bunten, wenn auch oft schrecklichen Szenen an sich vorübergehen ließ, deren tätiger Teilnehmer er bei rüstigem Leibe gewesen war, während ihn jetzt quälende Gicht wochenlang an den Lehnstuhl gefesselt hielt. Da mag er sich wohl manches Mal zurückgesehnt haben nach jenen Jugendtagen, und vielleicht beschlich ihn auch einmal eine Ahnung von der unvergänglichen Schönheit der Alpenwelt, in der er damals lebte, der Worte zu leihen freilich weder er noch irgendeiner seiner Zeitgenossen so recht imstande gewesen ist.